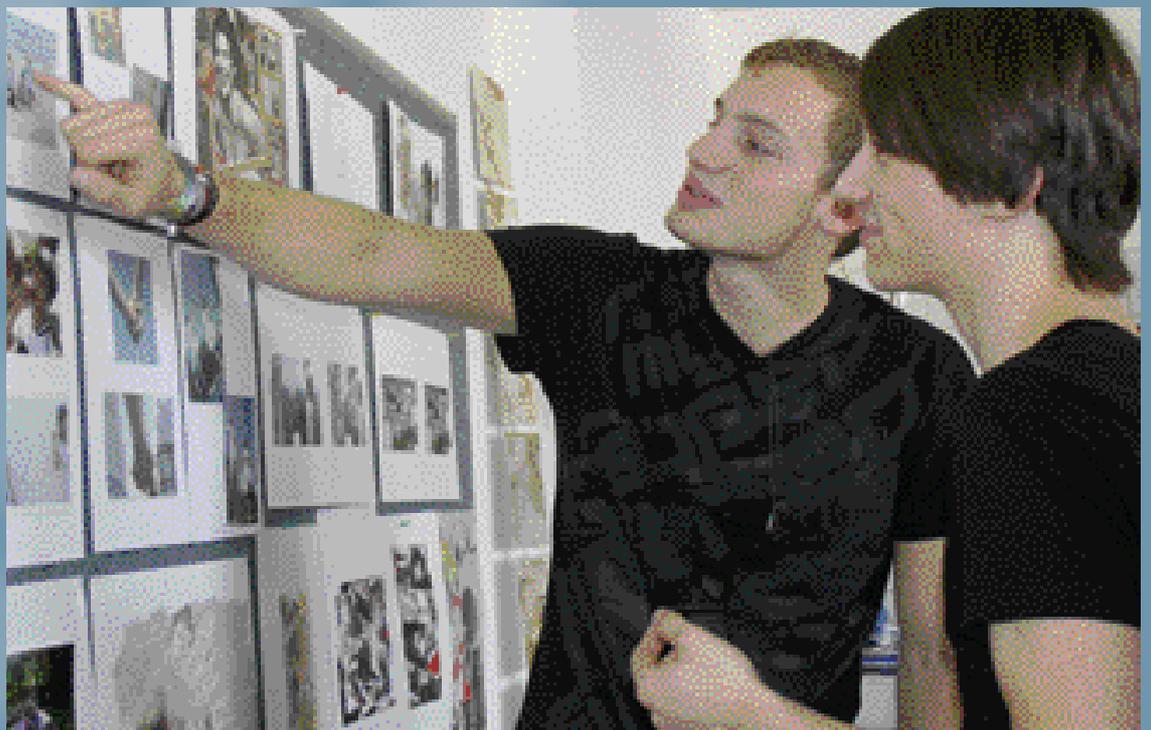


AUFEINANDER HÖREN- MITEINANDER LEBEN

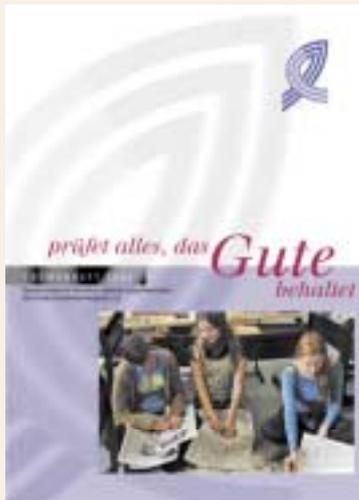
THEMENHEFT 2011

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.



DIE THEMENHEFTE des Deutschen Koordinierungsrates

Lesen, was Menschen bewegt.
Denken, das uns in Bewegung versetzt.
Handeln, um neue Wege zu bahnen.



Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten. Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:
Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften
für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.
Postfach 14 45 , 61231 Bad Nauheim
oder per e-mail: info@deutscher-koordinierungsrat.de

oder online bestellen unter:
www.deutscher-koordinierungsrat.de



Wir am Ratsgymnasium Minden haben uns über das Angebot der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bilder für das Themenheft „Aufeinander hören - miteinander leben“ zu machen, sehr gefreut. Die Art der Aufgabe, die Thematik und die Kooperation mit einem außerschulischen Partner entsprechen beispielhaft unseren pädagogischen Vorstellungen vom Lernen in der Schule als Ganztags-

schule mit dem Schwerpunkt Kulturelle Bildung. Beteiligt waren die 18 Schülerinnen und Schüler des Kunst-Leistungskurses der Jahrgangsstufe 13 im Schuljahr 2010/11 - Mats Amann, Jessica Antunes, Annika Bem, Joana Dierßen, Tatjana Groenewald, Annabel Hartmann, Julia Janzen, Martyna Kruszynski, Monika Penner, Dimitrios Petridis, Peer Preisler, Lea-Nora Schaefer, Lisa Schomburg, Svenja Stahlhut, Kimberly Taylor, Jochen Viegener, Marie-Annabelle Weber, Nadine Woköck -, die über rund acht

Unterrichtswochen dafür intensiv arbeiteten. Aufeinander Hören und miteinander Leben war nicht nur das bildnerische Thema, sondern fand auch in der Schule im Unterricht statt. Meine Schülerinnen und Schüler fühlten sich ernst genommen und haben das Projekt als Herausforderung gesehen, sie haben das Projekt als besondere Möglichkeit aufgefasst, miteinander zu arbeiten und sich einer großen Öffentlichkeit mitzuteilen. Es entstand eine intensive Arbeitsatmosphäre, aus der rund 200 projektbezogene Arbeiten auf der Basis der bisher erarbeiteten künstlerischen Techniken (Zeichnung, Malerei, Montage, Fotografie) hervorgingen. ■ Ulrich Kügler, Ratsgymnasium Minden

Die Kurt-Tucholsky-Gesamtschule in Minden bemüht sich um ein „Lernen mit Kopf, Herz und Hand“.

- Dies bedeutet
- das Zusammenleben von Schüler/innen aus bis zu 40 Nationen in einer „Schule ohne Rassismus - Schüler/innen mit Mut“ mit einer Erziehung zu Toleranz und Zivilcourage.
 - ein Erinnern durch Zeitzeugen wie Sally Perel, der als „Hitlerjunge Salomon“ den Holocaust überlebte.
 - die Inklusion als Schule mit 50 % Integrationsklassen, in denen behinderte und nicht-behinderte Kinder gemeinsam lernen.
 - Partnerschaften mit Schulen aus verschiedenen europäischen Länder (Spanien, Weißrußland, Estland)





LIEBE LESERINNEN UND LESER,

vor kurzem waren wir mit unseren Kindern in einem Chinesischen Restaurant in Boston. Wie üblich erhielten wir am Ende der Mahlzeit einen Glückskeks. Aus meinem schälte ich das übliche Papierschnipsel und fand folgenden Spruch: „the best way to heal one another is to listen to each other's story.“ Das Beste, was wir tun können, um einander zu heilen, ist der Geschichte des anderen zuzuhören.“

Eine so einfache Sache, dass sie schon in einem banalen Glückskeks steckt? Aber mal ganz ehrlich, wie oft haben Sie schon jemandem etwas erzählt und wurden sofort zugedröhnt mit dessen Geschichte? Aufeinander hören im alltäglichen Leben, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Politik, ja unserer Gesellschaft ist also gar nicht so selbstverständlich. So erzählen schon die ersten Kapitel der Bibel vom Scheitern und Gelingen des Aufeinanderhörens. Haben Kain und Abel aufeinander gehört? Und wie war es mit Abraham, Sarah und Hagar, oder Josef und seinen Brüdern? Haben Isaac und Ishmael aufeinander gehört, um sich am Grabe des Vaters zu treffen? Eines jedoch wird in all diesen Erzählungen deutlich, ob wir dem anderen mit offenen oder tauben Ohren begegnen, hat Folgen für unser gemeinsames Leben. Erinnern Sie sich vielleicht an Thomas Gordons „Familienkonferenz“ ein Buch, das wir Eltern in den 70er und 80er Jahren lasen, um aktives Zuhören mit unseren Kindern zu üben und unser gemeinsames Leben harmonischer zu gestalten? Inzwischen hat sich unsere Gesellschaft gewandelt, wir sind eine multi-ethnische Gesellschaft geworden. Menschen kamen und kommen zu uns mit ihren Wunden, Verletzungen, Erwartungen, kurzum ihren Geschichten. Aber auch wir haben unsere Wunden und unsere Erwartungen an sie. Um eine tragfähige Gemeinschaft innerhalb einer Nation zu werden, müssen wir nicht ihre Geschichte hören, uns sie unsere, damit wir eine gemeinsame Zukunft gestalten können? Zugegeben, es gibt viele Beispiele des Scheiterns für unser Jahresthema, aber auch solche des Gelingens. In diesem Themenheft finden Sie Beispiele für beides.

Die nachfolgenden Artikel entfalten das Jahresthema aus den unterschiedlichsten Perspektiven. So prüfen Rabbiner Jonah Sievers, Bernd Schröder und Ahman Milhad Karimi, inwieweit das Jahresthema in ihrer jeweiligen religiösen Tradition verankert ist und inwieweit Judentum, Christentum und der Islam für uns Modelle für ein Miteinander der vielen Stimmen und offenen Ohren bereit halten. Jakob Hessing unterzieht Lessings berühmte Ringparabel einer neuen Lektüre und kommt zu verblüffenden Erkenntnissen im Text selbst aber auch bezogen auf unser heutiges Handeln. Konkrete Beispiele von gelungenem oder verfehltem „Aufeinanderhören - Miteinanderleben“ finden Sie in dem Kapitel „Gesellschaft und Politik“ Die Frage nach dem Baustein Sprache, oder der interreligiösen Freundschaft in einer multi-ethnischen pädagogischen Wirklichkeit wird im Kapitel „Bildung - Erziehung“ gestellt. Drei Frauen stellen im Israel-Kapitel ganz unterschiedliche Projekte vor, in denen jüdische, christliche und muslimische Israelis sich ihre eigene Geschichte erzählen, zusammen etwas erarbeiten und versuchen, im täglichen Leben Ängste und Misstrauen abzubauen. Die kurzen literarischen Texte und die von Schülern gestaltete Bildebene erweitern, ja brechen die Sprache der analytischen Beiträge auf und laden ein zu einem emotionalen und sinnlichen Zugang mit unserem Thema. Wir wünschen Ihnen viel Freude und neue Entdeckungen bei der Lektüre.

Eva Schulz-Jander

Das Redaktionsteam

Eva Schulz-Jander, Hans Maaß, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch

INHALT



4 EDITORIAL

BLICKPUNKT **Theologie und Philosophie**

- 7 **JONAH SIEVERS:** Aufeinander hören, miteinander leben
- 10 **BERND SCHRÖDER:** Was kann das Christentum dazu beitragen, aufeinander zu hören und miteinander zu leben?
- 13 **HANS MAAß:** Aufeinander hören, miteinander leben - Eine biblische Besinnung
- 16 **AHMAD MILAD KARIMI:** Aufeinander hören, miteinander leben - Eine islamische Betrachtung aus dem Geiste des Korans
- 20 **DEBBIE WEISMAN:** Aufeinander hören, miteinander leben - Eine jüdische und israelische Perspektive
- 23 **ANDREW GOLDSTEIN:** Im Krankenhaus in Berlin
- 24 **JAKOB HESSING:** Die Ringparabel, zum Beispiel - Licht und Schatten einer deutsch-jüdischen Sternstunde

BLICKPUNKT **Gesellschaft und Politik**

- 27 **ZAFER SENOCAK:** Der Nationalstaat und seine Einwanderer
- 29 **NAVID KERMANI:** Beten heute
- 30 **SUSANN LEWERENZ:** Minden - weltoffene Stadt mit vielfältigen Projekten
- 33 **DALIA WISSGOTT-MONETA:** BRD - Gelobtes Land. 20 Jahre danach
- 36 **GRIGORI LAGODINSKY:** Das „Füreinander“ wiederentdecken

BLICKPUNKT **Bildung und Erziehung**

- 39 **NORBERT BOLZ:** Kultisches Netzwerk
- 40 **LORIOT:** Das Frühstücksei
- 41 **HOMOIRA MANSURY** interviewt **ULRICH GRÜNENWALD:** Durch Arbeit mit Sprache zur Mitsprache
- 43 **ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY:** Der kleine Prinz
- 44 **STEFAN MAAß:** Damit die Klasse nicht (mehr) zur Qual wird? - Mobbing wahrnehmen und etwas dagegen tun
- 46 **CHRISTIAN MORGENSTERN:** Nachtgesang der Fische
- 48 **HANS MAAß:** Rezension - Miteinander lernen. Ein Gott drei Religionen im Alltag junger Menschen

BLICKPUNKT **Israel**

- 50 **MICHA BRUMLIK:** Eine komplizierte Geschichte. Unser Israel
- 52 **HENNING NIEDERHOFF:** Dialog in Yad Vashem. Palästinenser, Israelis und Deutsche im Gespräch
- 55 **URSULA ROSENZWEIG:** Beduinen in Israel. Eine (fast) vergessene Minderheit
- 58 **LYNN HOLSTEIN:** Frauen unterwegs
- 61 **ESTHER GOLAN:** Dem Anderen zuhören - miteinander leben
- 63 **STEFANIE STOLER:** Aufeinander hören - miteinander leben

- 65 **BERNHARD SPELLER:** Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Minden



Weitere Texte zum Nachlesen finden Sie auf den Internetseiten des Deutschen Koordinierungsrates: www.deutscher-koordinierungsrat.de

HUBERT FRANKEMÖLLE: Bischöfe treffen Rabbiner
BRITTA BAAS UND THOMAS SEITERICH: Allah in Deutschland
BUNDESPRÄSIDENT CHRISTIAN WULFF:
20. Jahrestag der Deutschen Einheit



R. Simaj trug vor: Zur Stunde, da die Jisraéliten das Tun früher als das Hören zugesagt hatten, kamen sechzig Myriaden Dienstengel und wanden jedem Jisraéliten zwei Kränze, einen für das Tun und einen für das Hören. Als die Jisraéliten später sündigten, kamen hundertzwanzig Myriaden Würgeengel herunter und nahmen sie ihnen ab, [...]

R. Ele'azar sagte: Zur Stunde, da die Jisraéliten das Tun früher als das Hören zugesagt hatten, ertönte eine Hallstimme und sprach (zu ihnen): Wer hat meinen Kindern das Geheimnis verraten, dessen sich die Dienstengel bedienen? Denn es heißt [Ps 103,20]: Preiset den Herrn, ihr seine Engel, starke Helden, die ihr seinen Befehl tut, die Stimme seines Wortes zu hören; vorher tun und nachher hören.

R. Chama b. Chanina sagte: Es heißt [Hld 2,3]: wie ein Apfelbaum unter des Waldes Bäumen. Weshalb werden die Jisraéliten mit einem Apfelbaum verglichen? Dies besagt: wie der Apfelbaum die Frucht[blüten] früher als die Blätter hervorbringt, so haben auch die Jisraéliten das Tun früher als das Hören zugesagt. [...]

R. Ele'azar sagte: Zur Stunde, da die Jisraéliten das Tun früher als das Hören zugesagt hatten, ertönte eine Hallstimme und sprach (zu ihnen): Wer hat meinen Kindern dieses Geheimnis verraten, dessen sich die Dienstengel bedienen? Denn es heißt [Ps 103,20]: preiset den Herrn, ihr seine Engel, starke Helden, die ihr seinen Befehl tut, die Stimme seines Wortes zu hören.

Zitate aus dem Babylonischen Talmud, Traktat Schabbat 88a (Als Auslegung zu Ex 24,7)
[Übers.] Lazarus Goldschmidt, Der Babylonische Talmud, Jüdischer Verlag, Berlin 1930 ff., Band I, S. 694 f.

AUFEINANDER HÖREN- MITEINANDER LEBEN

Wieder hat der Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ein Motto gewählt, das nicht unmittelbar auf einen Vers aus dem Tenach oder dem zweiten Testament herrührt.

TEXT_LANDESRABBINER JONAH SIEVERS

Das Jahresthema kann auf zweierlei Weise verstanden werden. Zum einen kann dieses Motto im Hinblick auf allgemeine zwischenmenschliche Beziehungen verstanden werden. Es ist aber auch möglich, dieses Thema abstrakter zu fassen und es auf den Dialog im Allgemeinen, bzw. den jüdisch-christlichen Dialog im Speziellen zu beziehen. Ich werde mich im Weiteren aus gegebenem Anlass mit der letztgenannten Möglichkeit beschäftigen. Wenn man das Jahresthema verengt auf den christlich-jüdischen Dialog im Speziellen betrachtet, scheint es von einem gewissen Pessimismus geprägt zu sein. Denn „aufeinander hören“, dem anderen zuhören, suggeriert doch, dass dieses „Aufeinander-Hören“ nicht stattgefunden hat oder nicht stattfindet. Man befindet sich also in einer Situation, in der es wichtig ist, etwas über den Anderen zu erfahren, um so eine vertiefte Begegnung überhaupt erst zu ermöglichen. So ist dies ja gerade einmal der erste Schritt in einem sich entwickelnden Dialog. Man sollte glauben, dass wir dieses Stadium im jüdisch-christlichen Dialog schon längst hinter uns gelassen haben. Wie viel Papier wurde schon zu diesem Thema gedruckt? Wie viele Symposien zu diesem Thema schon abgehalten? Auch das Motto des Jahres 2009 „So viel Aufbruch war noch nie“ scheint auf den ersten Blick Ausdruck einer positiven Bewertung des Dialogs der vergangenen 60 Jahre zu beinhalten. Die ersten Jahre des Dialogs waren sicherlich von einem nie dagewesenen Aufbruch im jüdisch-christlichen Dialog gekennzeichnet. Dies ist natürlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass man auch auf keinem noch tieferen Punkt der Beziehungen den Dialog beginnen konnte. Nach den Schrecken der Shoah, die nicht unwesentlich durch 2000 Jahre christlichen Antijudaismus und Antisemitismus geprägt wurde, war jede Form des Dialogs ein Fortschritt ohnegleichen. Es gebührt denjenigen Personen, die nach der Shoah diesen Dialog begonnen haben, allergrößter Respekt. Auch wenn der Impuls nicht unbedingt von innen kam, so ist die Geschichte dieses Dialogs ohne Zweifel eine Erfolgsgeschichte.

So viel auch in den ersten Jahrzehnten erreicht worden ist, so scheint es mir, dass das diesjährige Jahresthema auch wieder gut auf die Situation passt, in der sich der jüdisch-christliche Dialog jetzt befindet. So schien es, dass seit dem 11. September 2001, als auf einmal offensichtlich wurde, wie wichtig der Dialog mit dem Islam ist, den man bis dahin in fahrlässiger Weise vernachlässigt hat, sich alle auf diesen wichtigen Dialog stürzten. Da auch auf christlicher Seite die Ressourcen endlich sind, schien mir manchmal die Meinung vorzuherrschen, dass man im Dialog mit den Juden, das meiste ja schon geklärt hätte. So verweist z.B. Marten Marquardt darauf, dass die dritte EKD-Studie „Christen und Juden III“ aus dem Jahr 2000 mit den Worten beginnt, dass mit diesem Text „die Reihe der Studien fortgesetzt und abgeschlossen“ wird. Man hat also das Gefühl, nun doch etwas Respektables geleistet zu haben; man kann sich nun wieder anderen (und vielleicht sogar wichtigeren) Themen zuwenden. Es muss einen also auch nicht wundern, wenn in den 2003 erschienenen Theologischen Leitlinien „Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen“ der EKD das Judentum einfach unter „nicht-christliche Religionen“ subsumiert wird, wohingegen in früheren Erklärungen gerade auf das besondere Verhältnis zum Judentum hingewiesen wurde.¹ Nicht nur glauben viele, dass die meisten Probleme schon gelöst seien, sondern es gab auch einige, die der Meinung waren, dass dieser Dialog vielleicht sogar zu weit gegangen ist, wie die Diskussion um die Karfreitagsfürbitte in der katholischen Liturgie m.E. sehr deutlich zeigt. Auf einmal war es wieder fraglich, ob Juden einen eigenen nicht-defizitären Weg zu Gott haben und weiterhin in einem ungekündigten Bundesverhältnis mit ihm stehen. Trotz aller Beschwichtigungen bleibe ich weiterhin bei meiner Meinung, dass die 2008 erst nach heftigen Protesten vom Papst selbst verfasste neue Karfreitagsfürbitte für den außerordentlichen Ritus eine mit der vorkonziliären Version theologisch übereinstimmende Fürbitte ist, nur ist sie rhetorisch freundlicher formuliert.

Wir sind also wieder an einem Punkt angelangt, an dem zwar (denn so pessimistisch bin ich dann auch wieder nicht) die Anliegen des jüdisch-christlichen Dialogs einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, aber dennoch nicht so verankert sind, dass man sie als gegeben ansehen könnte. Es ist also nötig, wieder aufeinander zu hören, einander zuzuhören.

Dass wir wieder mehr einander zuhören müssen, trifft im besonderen Maße natürlich auf den Dialog mit dem Islam zu. Ich kann nicht abschätzen, wie weit dieser Dialog auf christlicher Seite gediehen ist, kann aber sagen, dass ein jüdisch-muslimischer Dialog, insbesondere in Deutschland, noch in den Kinderschuhen steckt (und dies ist schon sehr optimistisch ausgedrückt).

Es ist ein Punkt erreicht, an dem die prinzipielle Frage wieder aktuell ist, was „Dialog“ genau bedeutet, eine Frage, der man sich in jedem Fall regelmäßig stellen muss. Natürlich ist es offensichtlich, dass der jüdisch-christliche Dialog sich nicht auf andere Konstellationen exakt übertragen lässt. Dennoch gibt es meines Erachtens einige grundsätzliche Voraussetzungen für jede Art von Dialog, derer man sich immer gewahr sein sollte. Die Grundvoraussetzung für Dialog ist die Respektierung der Autonomie der Dialogteilnehmer. Rabbiner Joseph Baer Soloveitchik hat in seinem berühmten Essay „Confrontation“² besonders dieser Frage entscheidende Bedeutung beigemessen. Seine Aussagen lassen sich m.E. auf jeden (interreligiösen) Dialog übertragen, obwohl der Aufsatz natürlich auf die spezielle Situation des sich entwickelnden jüdisch-christlichen Dialogs zielte. So ist eine erste Bedingung, dass jede Gemeinschaft unabhängig ist und nicht „wie ein Satellit um jemanden anderen kreist“.³ Daraus folgt, dass jede Gemeinde „mit einem eigenen Wert versehen ist, welcher in Bezug auf ihren [d.h. der resp. Glaubensgemeinschaft] eigenen metahistorischen Hintergrund gesehen werden muss, ohne sich dabei auf eine andere Glaubensgemeinschaft zu beziehen.“⁴ Eine zwingende Folge hieraus ist, dass es keinerlei Missionierungsbemühungen geben kann.

Auch wenn diese Bedingungen auf den ersten Blick trivial erscheinen, zeigen doch die oben genannten immer noch bestehenden Probleme, dass die Umsetzung nicht immer so einfach ist.



Es stellt sich nun die Frage, was der Inhalt des gemeinsamen Gespräches sein sollte. Für Soloveitchik war klar, dass vor allem über gesellschaftliche Themen gesprochen werden sollte, aber nicht über theologische Fragen. Hier muss Soloveitchik widersprochen werden, und dies hat vor allem mit dem zweiten Teil des Jahresthemas, dem „miteinander leben“ zu tun, einer Forderung, der sich der Autor dieser Zeilen vorbehaltlos anschließt. Denn es gibt m.E. einen Unterschied zwischen nebeneinanderher und miteinander leben. Eine wahrscheinliche Folge des ersten Falls ist, dass man sich in seine eigene Gruppe zurückzieht. Die Außenwelt interessiert nur insoweit, als das man mit anderen, die sich ebenfalls in ihre Gruppe zurückgezogen haben, in Frieden leben kann. Dies kann, muss aber nicht Wissen um die religiöse Identität des anderen bedeuten. Es ist ja schon viel erreicht, wenn man friedlich nebeneinander lebt, allerdings ist zu fürchten, dass die Kenntnis des anderen nicht so weit ausgeprägt ist, als das es bei Schwierigkeiten nicht größere Probleme geben könnte. Wenn man jedoch miteinander leben will, dann muss ein Dialog auch über religiöse Themen stattfinden, denn sie sind für einen religiösen Menschen von existentieller Bedeutung. Wir werden unseren Nächsten also nicht richtig kennenlernen, wenn wir nichts über seine religiösen Traditionen wissen. Miteinanderleben ist also eine aktive Beschäftigung und geht weit über ein passives Nebeneinanderleben hinaus.

Aber auch aus einem anderen Grund ist ein theologischer Diskurs notwendig. Die o.g. Bedingungen einer Gleichwertigkeit aller Dialogteilnehmer

setzt einiges an theologischer Arbeit voraus, denn alle Religionen haben einen mehr oder weniger ausgeprägten Wahrheitsanspruch. Um also an einem Dialog teilnehmen zu können, ist es wichtig, diese Frage intern zu klären. Hierzu kommt es aber erst in vollem Umfang, wenn man sich auch einer theologischen Diskussion stellt. Dabei ist zu beachten, dass die Veränderungen der eigenen Position, die die Selbstständigkeit der Dialogteilnehmer achtet, autonom innerhalb der Dialogteilnehmer entwickelt und begründet werden muss. Der Dialog ist lediglich ein Anstoß für eine interne Reflektion.

Eine Zurückhaltung bezgl. des theologischen Dialogs ist durchaus nachvollziehbar. Theologischer Dialog, selbst wenn dieser sich nur auf den Austausch von Informationen bezieht, kann eine Herausforderung auch in Bezug auf die eigene Identität sein, und nicht jeder fühlt sich dem gewachsen. Trotzdem führt kein Weg daran vorbei.

Dennoch gibt es einige Fallstricke im Dialog, die es zu benennen und zu unterlassen gilt. Es ist verlockend, innerhalb eines Dialogs von einem Geben und Nehmen zu sprechen nach dem Motto: Wenn ich meine Position in der ein oder anderen Frage ändere, dann musst Du dies auch tun, oder schlimmer noch: Ich ändere meine Position nur dann, wenn du auch die deine änderst. Es ist jedoch m.E. gegen Soloveitchik, der sich gegen die Einmischung bei liturgischen Fragen wandte, in einigen Ausnahmefällen zulässig. So zum Bei-

spiel dann, wenn Gebete wie die oben genannte neue Karfreitagsfürbitte des außerordentlichen Ritus die Frage der Gleichwertigkeit verletzen.

Die Grundhaltung von Soloveitchik ist eindeutig, die Distanz, die Unterschiede zu betonen. Auch wenn ich diese Position in ihrer ganzen Schärfe, wie bereits dargelegt, nicht teile, denke ich, dass wir der Versuchung widerstehen müssen, offensichtliche Differenzen zu verschleiern oder nicht zu benennen und sich deshalb in Floskeln zu verlieren. Das schließt natürlich nicht aus, gemeinsame Überzeugungen auch zu benennen. Auch ist Soloveitchiks Betonung, den Dialog auf gesellschaftspolitische Themen zu beschränken, nicht unwichtig; das Gegenteil ist vielmehr richtig. Denn ein theologischer Dialog ist nicht Zweck an sich, sondern schafft nur die Grundlagen für ein vertieftes gemeinsames Wirken (in Anerkennung der Differenzen) in die Gesellschaft hinein. Theorie ohne Praxis ist auch nicht viel wert. Insbesondere in dem zu intensivierenden Dialog mit dem Islam kann eine vorübergehende Beschränkung auf praktische Fragen hilfreich sein. Es wäre ein erster wichtiger Schritt. Ohne eine theologische Reflektion allerdings ist das Fundament, auf dem man steht, sehr dünn.

Wir wenden uns nun kurz einem Beispiel für die Art von Diskussion zu, wie eine, von außen durch den Dialog motivierte Frage, intern gelöst werden könnte. Gleichzeitig zeigt dieses Beispiel einen Weg aus jüdischer Sicht

auf, wie ein Dialog gestaltet werden kann, der die Autonomie des Anderen wahrt, also die grundlegende Frage, wie aus jüdischer Sicht das Problem des Wahrheitsanspruchs mit der Realität anderer gleichzuschätzender Religionen zu lösen ist. In diesem Zusammenhang wird immer, so z.B. von Jonathan Sacks in seinem sehr interessanten Buch „Wie wir den Krieg der Kulturen verhindern können“ (Gütersloh 2007) zu Recht auf das Konzept des Noahbundes hingewiesen. So hat nach jüdischer Vorstellung der Ewige mit Noah einen Bund geschlossen, der sieben Gebote beinhaltet und alle Menschen bindet.⁵ Mit dem jüdischen Volk jedoch wurde später noch ein weiterer Bund geschlossen. Für Nichtjuden ist die Befolgung der sieben Gebote also völlig ausreichend, um ein gottgefälliges Leben zu führen. Es ist nicht nötig, Jude zu sein. Eine Mission ist somit nicht notwendig. Insofern stellen andere Religionen nicht notwendigerweise ein theologisches Problem dar. Andere Religionen haben durchaus an der Verbreitung der noachidischen Gebote mitgewirkt. So elegant dieses Konzept auf den ersten Blick auch sein mag, ganz ohne Probleme ist es nicht. Das erste Verbot der noachidischen Gebote ist das Verbot des Götzendienstes. Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass nur monotheistische Religionen gemeint sind. Darüber hinaus stellt sich die Frage, von wem die Durchsetzung und Interpretation dieser sieben noachidischen Gebote abhängt.⁶ Über die erste Frage bezüglich der Monotheismusforderung hat Marc Shapiro in seiner Rezension zu Jonathan Sacks Buch Wege angedeutet, wie dieses Problem gelöst werden könnte.⁷ So weist er zu Recht auf die bekannte Position des Rabbiners Menachem HaMeiri (Provence 1249 - 1314) hin, der diejenigen als Götzendiener definiert, die nicht „durch Religion gebunden sind.“ Die religiöse Ungebun-

denheit führt, so Meiri, zu einem brutalen Verhalten.⁸ Würde man diese Definition verallgemeinern, könnte man auch archaische, nicht-monotheistischer Religionen, darunter subsumieren. In diesem Zusammenhang ist auch auf das 7. noachidische Gebot zu verweisen, das die Einrichtung eines Rechtssystems fordert. Shapiro verweist desweiterem auf einen Midrasch in Exodus Rabbah 15:23, in dem die Meinung vertreten wird, dass das Verbot des Götzendienstes nur für Juden gilt. Über die Frage nach der Implementierung der noachidischen Gebote gibt es zwischen Nachmanides und Maimonides unterschiedliche Auffassungen. Maimonides meint, dass die Interpretation und vor allem die Durchsetzung von den Rabbinern abhängig sind.⁹ Würde man ihm folgen, scheint es mir nur sehr schwer mit der Bedingung der Autonomie vereinbar zu sein. Nachmanides¹⁰ jedoch vertritt die Auffassung, dass die Implementierung, Durchsetzung und Interpretation die Aufgabe der Völker selbst ist. Wenn wir uns also in einen Dialog begeben wollen, der die Autonomie der Anderen respektiert, dann können wir nur der Meinung Nachmanides folgen.

Das Konzept des Noahbundes zeigt auch sehr gut, warum die Anerkennung einer Vielfältigkeit nicht mit Relativismus gleichgesetzt werden kann. Der Ewige hat die Welt in seiner Verschiedenheit geschaffen. Nicht umsonst beginnt die Torah mit der Schöpfung der Welt und nicht mit der Geschichte der Nachkommen Abraham und Sarahs. Die Lehre hieraus ist, so Jonathan Sacks, dass „wir partikulär und universal, gleich und verschieden, Menschen an sich, aber auch Mitglieder einer bestimmten Familie, Gemeinschaft und Erblinie [sind]“¹¹. Die Partikularität ist es dann, die uns einen universalen Blick auf die Welt erlaubt.

Sacks hat die Aufgabe, die uns in einer modernen und globalen Welt auferlegt ist, mit folgenden Worten sehr eindrücklich beschrieben.

„Die Testfrage für den Glauben lautet also: Kann ich der Verschiedenheit Raum geben? Kann ich Gottes Ebenbild in jemanden erkennen, der nicht nach meinem Ebenbild ist, dessen Sprache, Glaube, Ideale anders sind als die meinen? Wenn ich das nicht kann, dann habe ich mir einen Gott nach meinem Ebenbild gemacht, statt zuzulassen, dass er sein Ebenbild in mir wiederherstellt [...] Können wir unser Paradigma so verändern, dass wir erkennen, wie wir durch Verschiedenheit nicht gemindert, sondern vergrößert werden, genau wie wir durch 6000 existierende Sprachen, von denen jede über ihre ganz eigene Sensibilität verfügt, nicht gemindert, sondern vergrößert werden?“¹²

Es gilt also, weiter miteinander zu reden, um dann miteinander leben zu können. ■

ANMERKUNGEN:

- ¹ Vgl. Marten Marquardt, Wie ist die Situation des christlich-jüdischen Gesprächs in EB und Akademien? - KLAK Berlin, Januar 06
- ² Vgl. Joseph B. Soloveitchik, „Confrontation“ in: Tradition 6:2 (1964), S. 5-29. Siehe insbesondere auch zu Heschels Position: Ursula Rudnick, „Zur jüdischen Wahrnehmung des Christentums.“ In: BEGEGNUNGEN 4/2007, S. 11-22.
- ³ Ibid., S. 21
- ⁴ Ibid., S. 23
- ⁵ Babylonischer Talmud, Traktat Sanhedrin 56a-b.
- ⁶ Vgl. David Novak, Jewish-Christian Dialogue, New York 1989, S. 34ff
- ⁷ Marc Shapiro, „Of Books and Bans“, Edah Journal 3:2 (2003)
- ⁸ Bejt ha-Bechirah zu Avodah Zarah (ed. Sofer) S. 39, 59 und zu Bava Kamma (ed. Schlesinger), S. 330. Vgl. Shapiro, op.cit.; Moshe Halbertal, „„Ones Possessed of Religion“: Religious Tolerance in the Teachings of the Me'iri“, Edah Journal 1:1 (2000)
- ⁹ Mischne Torah, Hilchot Melachim 9:14
- ¹⁰ Kommentar zu Gen. 26:5
- ¹¹ Jonathan Sacks, Wie wir den Krieg der Kulturen noch vermeiden können, Gütersloh 2007, S. 85
- ¹² Ibid., S. 267



Jonah Sievers,
geb. 1971 in Hannover,
Landesrabbiner in Niedersachsen und
Gemeinderabbiner in Braunschweig,
Geschäftsführer der Allgemeinen
Rabbinerkonferenz Deutschlands.
Mitglied im Gesprächskreis Juden
und Christen beim ZdK.

Was kann das Christentum DAZU BEITRAGEN, aufeinander zu hören und miteinander zu leben?

Kritiker des Christentums werden schon die Frage zynisch finden: Sie verweisen, um das „Wesen“ des Christentums zu charakterisieren, gerne auf die Kreuzzüge, auf Ketzer- und Hexenverfolgungen, auf das „Gott mit uns“ an soldatischen Koppelschlössern – von christlichem Antijudaismus und Mitschuld an der Schoah ganz zu schweigen. Was soll ein Christentum, das in derartige Dinge verstrickt ist, dazu beitragen aufeinander zu hören und miteinander zu leben?

Traditionsstränge wie die soeben genannten sind in der Tat furchtbar und unfruchtbar. Sie gehören (leider) zum Christentum und seiner Geschichte hinzu – als Irrwege, als Schuld, als Missverständnisse, als Mahnung. Sie verdunkeln andere Traditionsstränge, die deshalb allerdings nicht in Vergessenheit oder ins Abseits geraten sollten – zumal nur diese anderen Traditionen dem Richtungssinn, der dem Christentum von Jesus Christus her eingestiftet ist, Rechnung tragen: Es sind Traditionsstränge eines Christentums, das empfindsam ist gegenüber dem Leid Anderer, das sich aufopferungsvoll einsetzt zu Gunsten Anderer, das – dem Judentum gleichsinnig – neben der Gottes- auch die Nächstenliebe „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all [s]einer Kraft“ zu verwirklichen sucht (Dtn 6,5). Auf diese „anderen“ Traditionen des Christentums möchte ich aufmerksam machen – mit einem Blick auf das Ursprungsdokument christlicher Gemeinde, das Neue Testament, mit einem Blick auf Beispiele aus der Christentums-geschichte, mit einem Blick auf strukturelle Wirkungen christlicher Tradition in modernen Gesellschaften und mit einer systematischen Summierung der Impulse aus der Mitte des Christentums, die dazu beitragen, aufeinander zu hören und miteinander zu leben.

1. Die Jesus-Überlieferung als Dokument der Achtsamkeit

Die Botschaft Jesu von Nazareth hat – nach dem Zeugnis der im Neuen Testament zusammengefassten Schriften – mehrere Pointen, darunter an erster Stelle diejenige, das Reich Gottes sei angebrochen und deshalb Umkehr geboten (Mk 1,14f.). Diese Umkehr hat Jesus selbst vorgelebt – sie betrifft das Verhalten, Denken und Fühlen Gott gegenüber, nicht minder aber das Verhältnis zu anderen Menschen, beispielhaft vor Augen geführt etwa im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25-37).

Fragt man, was die von Jesus verlangte und praktizierte Art und Weise des liebenden, vom anbrechenden Reich Gottes beflügelten Umgangs mit anderen Menschen ausmacht, so kann man wiederkehrend etwa Folgendes beobachten:

- Er schreibt niemanden ab, sondern wendet sich jedermann zu, der von ihm etwas erwartet oder erbittet, sei es der korrupte Zöllner (Lk 19,1-10) oder der Lepra-Kranke (Lk 5,12-16),
- er setzt sich über Konventionen und selbst über ihm entgegen schlagende Feindschaft hinweg, wenn die seiner Zuwendung im Wege stehen (etwa Lk 6,6-11 und Lk 6,27-35),
- er ist bereit, um seiner Überzeugung willen sich selbst zu opfern und erklärt genau dies zu dem Weg, der für alle Jüngerinnen und Jünger verheißungsvoll ist (Lk 9,23ff.),
- er schätzt den ersten Schritt in die richtige Richtung und das Kleine wert (vgl. Lk 15) und würdigt, was Andere schaffen, etwa die Liebe, die die „Sünderin“ übt (Lk 7,36-50),
- ist aber ausgesprochen hart gegenüber denen, die Böses tun oder heucheln und dabei starrsinnig bleiben (Lk 16,19-31 oder Mt 7,12-23).

Anders gesagt: Jesus formuliert und praktiziert ein Ethos der Sensibilität für den Anderen, ein Ethos der Selbstüberwindung, ein Ethos der Feindesliebe. Er stellt so den Richtungssinn eines Verhaltens, das dem Reich Gottes entspricht, in aller Klarheit vor Augen – der bzw. die Andere steht dabei im Zentrum seiner Achtsamkeit, „das Liebesgebot [im] Zentrum der Ethik Jesu“. ¹ Damit akzentuierte Jesus in radikaler Weise Optionen, die in der Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel angelegt waren und im Judentum seiner Zeit auch anderweitig vertreten wurden.

2. Achtsamkeit für den Anderen als Richtungssinn radikalen Christentums

Das an Jesus beobachtete und von ihm ausgerufene Ethos fand in den ersten christlichen Gemeinden, in Urchristentum und Alter Kirche breite Resonanz: „Nächstenliebe und Statusverzicht“ gelten als „die beiden Grundwerte urchristlichen Ethos“. ² Noch die sog. Alte Kirche wusste ihre Zeitgenossen zu überzeugen, indem die einzelnen Christinnen und Christen dieses Ethos lebten und es also ebenso „einfache wie gradlinige Ethik“ formulierten. Namentlich „der sozialdiakonische Impuls“, der den Gedanken hingebender, uneigennütziger Liebe „attraktiv, befreiend und effektiv“ für die Gestalt sozialer Beziehungen geltend machte, fand Anerkennung – selbst unter vielen Gegnern des Christentums. ³

In Worten wie „Einer trage des Anderen Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal 6,2) und „Wenn ein Glied [des Körpers der christlichen Gemeinde] leidet, so leiden alle Glieder mit; und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“ (1. Kor 12,26) verdichtet sich dieses Ethos mustergültig; in der Beschreibung der Apostelgeschichte – „sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“; „sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nach dem es einer nötig hatte“ (Apg 2,42 und 45) – tritt das Ideal der christlichen Gemeinde plastisch vor Augen.

Die Hinwendung zum Anderen war demnach keine Nebensächlichkeits, sondern die Verhaltensweise, die den Auftrag und die Glaubensüberzeugung der Gemeinden zur Geltung brachte. Sie weckte nolens volens das Interesse, ja, die Bewunderung der Außenstehenden. Dieses Ethos der Empathie, der



Hilfsbereitschaft, der Bescheidenheit und das entsprechende Verhalten stellten der römisch-griechischen Welt ein neuartiges - als neuartig empfundenes - Leitbild des Miteinanders vor Augen; das Christentum ‚übersetzte‘ mit Variationen das Ethos des Judentums (Jasper Svartvik).

Mit der Duldung des Christentums und seiner Anerkennung als Staatsreligion verblasste diese überzeugende Praxis - sie findet sich fortan am ehesten in manchen klösterlichen Gemeinschaften und Kommunitäten, bei Individuen wie Franziskus von Assisi oder Frère Roger Schütz (dem Gründer der „communauté de Taizé“), in kleineren Sozialformen wie etwa der Pfarrfamilie als Keimzelle von Gemeinden.

Im Fortgang der Geschichte finden sich gleichwohl weitere innovative Impulse des Aufeinander-Hörens und Miteinander-Lebens - ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit seien genannt:

■ Seit dem 6. Jh. entdecken Benediktiner den gemeinsamen Gesang bzw. die Musik als Medium des Sich-Einstimmens und der Gemeinschaftlichkeit: Was als gregorianischer Choral anfängt, entfaltet eine immense Wirkungsgeschichte innerhalb wie außerhalb des Christentums. ⁴

■ Ende des 13. Jh.s entwirft Raimundus Lullus auf Mallorca eine Vision vernünftiger Argumentation, dialogischer Verständigung und toleranten Einklangs unter Juden, Christen und Muslimen. Sein „Buch vom Heiden und den drei Weisen“ ⁵ wirkt - in einem anfangs äußerst schmalen, seit dem 18. Jh. breit und breiter werdenden Strom - nach, etwa bei Nikolaus von Kues, Bartolomé de las Casas und Gotthold E. Lessing.

■ Mit der Reformation wird ein spezifisch christliches Moment des Aufeinander-Hörens und des Vergebens popularisiert: die geschwisterliche Seelsorge und Beichte. Bereits im Urchristentum angelegt - „Sündigt aber dein Bruder an dir, so geh hin und weise ihn zurecht zwischen dir und ihm allein [...]“ (Mt 18,15-17) - , später als Beichte in Klöstern und durch Priester praktiziert, entdecken Martin Luther und andere Reformatoren das vertrauliche Gespräch unter (Glaubens-)Geschwistern (*mutuum colloquium fratrum*) als Mittel der geistlichen Begleitung und der Wegweisung zu einem als christlich identifizierbaren Lebensstil. ⁶

■ Im 17. Jahrhundert entdeckt Jan Amos Comenius inmitten des Dreißigjährigen Krieges die Schule, die „alle alles umfassend“ (*omnes omnia omnino*) lehrt, bzw. das lebenslange

Lernen als Grundstein eines friedlichen Miteinanders: Seine Idee von Schule hat nichts gemein mit dem mittelalterlichen ‚unter die Rute gehen‘; das Motto des Comenius lautet: „Alles fließe von selbst; Gewalttätigkeit sei ferne von allen Dingen“ (*Omnia sponte fluavit, absit violentia rebus*). Bildung (*cultura*) ist für ihn der Schlüssel nicht nur zum Verstehen der Welt - übrigens einschließlich nicht-christlicher Religionen - sondern auch zur Verbesserung aller Dinge. ⁷

■ Sukzessive entstehen zu Beginn der Neuzeit die später sog. Friedenskirchen („Peace Churches“): Mennoniten, (Böhmische) Brüder und Amish people, Quäker. U.a. verweigern sie konsequent den Gebrauch von Waffen und kultivieren so das Handlungsprinzip der Gewaltfreiheit, auch im Widerstand gegen politische Machthaber und als Alternative zum Krieg (Pazifismus). Bis heute bleiben sie diesbezüglich konsequent - in Martin Luther King, Oscar Arnulfo Romero, Dorothee Sölle lebte ihre Tradition auch in Großkirchen fort.

■ Das 19. Jh. hat angesichts enormer sozialer Schief lagen in den industrialisierten Gesellschaften neue, organisierte Formen der Diakonie bzw. Caritas hervorgebracht, die - ohne die Gesellschaft und ihre Ordnung zu revolutionieren - doch das Ethos der Fürsorge sowie die materiale und geistliche Sicherung des Miteinander-Lebens verwirklichten.

■ Im frühen 20. Jahrhundert wurde mit der Ökumenischen Bewegung nachhaltig ein sichtbares Bemühen erkennbar, Konkurrenz und Verketzerung zwischen den Konfessionen innerhalb des Christentums abzulösen durch Verständigung, gegenseitige Anerkennung und Zusammenwirken: ⁸ „Versöhnte Verschiedenheit“ wird im Laufe des Aufeinander-Hörens zu einem möglichen Leitbild, unterstrichen durch die praktisch-sozial-ethische Zusammenarbeit im „konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ und die Idee des „ökumenischen Lernens“.

Musik, Dialog, Seelsorge, Bildung, Gewaltfreiheit, Diakonie / Caritas, ökumenische Verständigung - diese sieben Momente des Aufeinander-Hörens und Miteinander-Lebens haben innerhalb des Christentums nachhaltig Wurzeln geschlagen; sie mögen nicht exklusiv christlich sein, sind aber zumal im modernen Christentum als „Instrumente“ der Verständigung anerkannt und gesellschaftlich, interreligiös, politisch ins Spiel gebracht worden. ⁹



3. Säkularisate (jüdisch-) christlicher Zuwendung zum Anderen

Nicht zu vergessen ist darüber, dass nicht wenige Impulse zum menschlichen Umgang aus der christlichen bzw. jüdisch-christlichen Tradition in den Ländern des „christlichen“ Abendlands in gesellschaftliche bzw. staatliche Strukturen eingeflossen sind - und so nicht mehr ohne Weiteres als „(jüdisch-)christlich“ identifizierbar sind. Das gilt etwa für

- die Systeme sozialer Sicherung, in denen Diakonie bzw. Caritas ihr Echo finden,
- die unbedingte rechtliche und moralische Anerkennung der Personenwürde, in der neben Ideen der Aufklärung das biblische Menschenbild nachklingt,
- die Etablierung des „Berufs“, den namentlich Martin Luther als weltliche Realisierung von Gottesdienst begriff.

Mit dieser Überführung theologischer Ideen in weltliche „Werte“ und Handlungsstrategien hat das Christentum kultur- und gesellschaftsprägend gewirkt, es hat - bei aller Fehlerhaftigkeit und -anfälligkeit - wesentlich zum Aufbau einer „sozialen“ Politik und Marktwirtschaft, eines sozial verpflichteten Bürgertums und einer auf Konvivenz angelegten Gesellschaft beigetragen. ¹⁰

4. Impulse

Das Christentum, zumal das protestantische, wird nicht selten Religion des Wortes genannt - in der Tat wird das Wort der Heiligen Schrift und das Wort der Predigt außerordentlich hoch geschätzt; christliche Theologie evangelischer Lesart versteht sich dementsprechend traditionell als „Kunst des Verstehens“, als Hermeneutik - prinzipiell eine gute Voraussetzung dafür, auch innerhalb der Gemeinde bzw. in der Gesellschaft aufeinander zu hören, den Anderen zu verstehen, miteinander zu leben.

Das, was in der Bibel Alten und Neuen Testaments zu lesen bzw. zu hören ist, weist ohnehin fraglos ein in eine Kultur der Achtsamkeit für den Anderen - das Gebot der Nächstenliebe ist der cantus firmus biblischer Ethik, sei es, dass es rechtsförmig-verbindlich entfaltet wird wie im Deuteronomium oder als radikales Ethos individueller Nachfolge wie in der Jesus-Überlieferung. Gerade den Schwachen Aufmerksamkeit und Schutz zukommen lassen, empfindlich sein für das Leid Anderer, im Konfliktfall selbst zurückstehen statt Anderen Unrecht oder Gewalt anzutun, Besitz teilen - das sind wesentliche, damals wie heute die gewohnte Lebensführung jeder/s Einzelnen provozierende, ja, aus der Bahn werfende Maximen, deren Befolgung erst das Miteinander einer Gesellschaft ermöglicht.

In der Christentumsgeschichte sind diese Gründungsimpulse von Einzelnen und Gruppen immer wieder vorbildhaft und glaubwürdig verwirklicht worden, sie sind in neue kulturelle und kommunikative Muster - überführt worden und sogar in gesellschaftlich-politische Strukturen eingegangen. Das macht die Geschichte der Verstöße gegen dieses Ethos, der Irrwege, des Scheiterns und der Schuld keineswegs ungeschehen, doch zeigt es, dass (auch) das Christentum vielfältig und in erheblichem Maße zu ei-

ner Kultur des Aufeinander-Hörens und des Miteinander-Lebens beigetragen hat und beiträgt - durch die Formulierung von Ideen, durch beispielhaftes Tun, durch Generierung neuer Sozialformen und Handlungsmuster, durch die strukturbildende Umformung gesellschaftlicher Konventionen. ■

ANMERKUNGEN:

- ¹ Gerd Theißen/Annette Merz: Der historische Jesus, Göttingen (1996), 3., durchges. A. 2001, § 12 „Jesus der Lehrer. Die Ethik Jesu“.
- ² Gerd Theißen. Die Religion der ersten Christen. Eine Theorie des Urchristentums, Gütersloh (2000) 42001, § 4.
- ³ Christoph Marksches: Warum hat das Christentum in der Antike überlebt? Leipzig 2004 (Forum Theologische Literaturzeitung 13), 44-53.
- ⁴ Vgl. etwa Peter Antes (Hg.): Christentum und europäische Kultur, Freiburg u.a. 2002, bes. 38-70.
- ⁵ [Erstmals vollständig ins Deutsche] Übersetzt und hg. von Theodor Pindl, Stuttgart 2007.
- ⁶ Hans-Martin Barth: Einander Priester sein, Göttingen 1990.
- ⁷ Als Hinführung s. Klaus Goßmann / Henning Schröder (Hg.). Auf den Spuren des Comenius. Texte [...], Göttingen 1992.
- ⁸ Reinhard Frieling: Der Weg des ökumenischen Gedankens, Göttingen 1992.
- ⁹ Zu den Ambivalenzen bei der Realisierung dessen vgl. exemplarisch Karl Ernst Nipkow: Der schwierige Weg zum Frieden. Geschichte und Theorie der Friedenspädagogik von Erasmus bis zur Gegenwart, Gütersloh 2007.
- ¹⁰ Vgl. zu dieser Wirkungsgeschichte etwa Martin Greschat: Die christliche Mitgift Europas - Traditionen der Zukunft, Stuttgart 2000, und Alvin J. Schmidt: Wie das Christentum die Welt veränderte, Gräfelting 2009, und, speziell im Blick auf das evangelische Christentum, Friedrich W. Graf: Der Protestantismus. Geschichte und Gegenwart, München 2006.

Prof. Dr. Bernd Schröder, nach Studium der evangelischen Theologie und der Judaistik Professor für Religionspädagogik an der Universität des Saarlandes; daneben u.a. seit einigen Jahren Vorsitzender des Ausschusses Christen und Juden der Evangelischen Kirche im Rheinland.



AUFEINANDER HÖREN, MITEINANDER LEBEN

Eine biblische **Besinnung**

„Wer hört mein Weinen?: Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen“.

So nannte einst der Religionspädagoge Ingo Baldermann sein Unterrichtswerk, mit dem er die Begegnung junger Menschen mit der Bibel neu in Gang setzen wollte: Es waren einzelne Bibelworte anstelle längerer Erzählzusammenhänge. Im Unterricht wählten Schülerinnen und Schüler daraus Verse, die sie besonders beeindruckten: Es waren überwiegend Bibelworte mit tröstendem, bergendem Inhalt.

TEXT_HANS MAAß

Nicht zufällig hat Baldermann das Bekenntnis aus Ps 6,9, »der HERR hört mein Weinen« zum Titel seines Buches gemacht und damit die Kernproblematik vieler junger Menschen getroffen: Wer hört mich? Wer hört mir zu? Wer hört mein Weinen, meinen Kummer, meine Ratlosigkeit, meine Fragen an die Welt? Der Untertitel lautete: „Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen“. Worte vom Hören Gottes lassen offensichtlich Kinder aufhorchen!

Hören ist ein wichtiges biblisches Wort. Allein in der hebräischen Bibel kommt das Verb 1159 mal vor! Die Bedeutungsbreite reicht von einem akustischen Vorgang bis zu dessen Auswirkungen, dass sich nämlich Menschen nach dem richten, was sie hören: Menschen hören aufeinander und auf Gott, Gott aber auch auf Menschen.

Die biblische Aussage, dass Gott auf die Stimme der Schwachen und Geringen hört, ist bis heute für viele Menschen Halt in verzweifelten Situationen. Und das ist gut so. Aber ist dies nicht zugleich auch ein Vorwurf an all die anderen, die Starken, die Unangefochtenen?

Klingt nicht an all den biblischen Stellen, die davon reden, der Unterton mit: eigentlich solltet ihr Menschen aufeinander hören, damit Gott nicht die letzte und einzige Zuflucht der Verzweifelten bleibt? Da denken wir an Hagar, die ägyptische Magd Saras, der Frau Abrahams. Sie muss als Schwangere vor ihrer eifersüchtigen Herrin fliehen und irrt in der Wüste umher. Sie erhält die Weisung wieder zurückzukehren und den Sohn den sie erwartet, Jischmael zu nennen, „Gott hört“. Wie schön für sie! Aber: Hätte nicht eigentlich Abraham hören und handeln müssen? Hätte er nicht als Mediator zwischen seiner unfruchtbaren Frau und der hochmütig gewordenen Magd wirken müssen? War es nicht Sara selbst, die den Vorschlag gemacht hatte, Abraham solle mit ihrer Magd ein Kind zeugen zur Erfüllung der Verheißung Gottes? Nun war sie über die Auswirkungen ihres eigenen Vorschlags entsetzt. Mediator, nicht Vermittler, obwohl eigentlich beide Worte die gleiche Bedeutung besitzen. Aber hinsichtlich der Methode unterscheiden sich beide.



Vermittler versuchen, mit den Partnern einen Kompromiss auszuhandeln, indem sie entsprechende Vermittlungs-Vorschläge machen. Mediatoren regen Gespräche zwischen den Partnern an; die Lösung müssen diese selbst finden, indem sie auf einander hören, nicht nur Argumente austauschen, sondern wahrnehmen, was das jeweilige Gegenüber bewegt, in diesem Fall: dass Hagar Verständnis für Saras Kummer und Sara Verständnis für Hagars Freude gewinnt.

Hören spielt in einer weiteren Dreieckskonstellation Abraham - Sara - Hagar eine entscheidende Rolle. Vierzehn Jahre nach Hagars Sohn Jischmael, dessen Name schon auf das Hören Gottes verweist, wird Jizchak geboren. Als dieser entwöhnt wurde, feierte man ein Fest und dabei gab sich Jischmael in einer Weise mit seinem Halbbruder ab, die Sara missfiel. Sie verlangt Hagars Ausweisung samt deren Sohn. Darauf hätte Abraham nicht hören sollen, sondern ihr widersprechen - denken wir jedenfalls! Aber überraschender Weise spricht Gott zu ihm und

fordert ihn auf, auf die Worte seiner Frau zu hören. Darf man auf solche bösen Worte hören? Aber Gott sagte, Abraham solle sie nicht als böse Worte ansehen. Merkwürdig!

Abraham versorgt Hagar samt ihrem Sohn Jischmael mit Vorräten und weist sie aus, Richtung Ägypten, ihrer Heimat. Aber der Proviant reicht nicht aus. Sie setzt sich in einiger Entfernung zu ihrem Sohn in die Wüste und wartet auf den Tod. Der Bibeltext fährt fort, Gott habe auf die „Stimme des Knaben“ gehört. Dieser ist kein Säugling mehr, wie es die Erzählweise mancher Kinderbibeln nahelegt, sondern ein fünfzehnjähriger junger Mann, aber er bleibt dennoch ihr Sohn. Sollte Abraham deshalb auf die Stimme seiner Frau hören, damit erfahrbar wird: Gott hört auch auf die Stimme der Verstoßenen? Wieviele Ausgestoßene mögen sich daran schon aufgerichtet haben! Dennoch ist dies kein Freibrief für die Überlegenen, die Ab- und Ausgrenzenden, die Ausstoßenden. Dass Gott die Stimme der Verstoßenen hört, entbindet sie nicht von ihrer Pflicht, dass eigentlich sie auf deren Stimme hören müssten.

Eigentlich beginnt die Geschichte des Hörens Gottes auf die Stimme der Unterlegenen schon viel früher: bei Kain und Abel! Als Kain auf die Frage, „wo ist dein Bruder Abel?“ frech antwortet: „Bin ich etwa der Hüter meines Bruders!?“ , erhält er zur Antwort: „Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir vom Erdboden her“. Vor dieser Bluttat deutet die Bibel an, dass es wohl ein Gespräch der beiden Brüder gegeben hat; wir erfahren aber nicht, was die beiden miteinander gesprochen haben. In der hebräischen Bibel heißt es nur: „Und Kain sprach zu seinem Bruder Abel.“ War es ein Beschwichtigungsversuch, ein Vergleichsangebot oder gar Streit? Erst die Septuaginta und die davon abhängigen Bibelüberlieferungen ergänzen, „lass uns aufs Feld gehen“. Ist dies tatsächlich sinngemäß? Oder bringt die abrupt abgebrochene Andeutung zum Ausdruck, dass es gar nicht zu einem wirklichen Gespräch kam, dass sie vielleicht aufeinander einredeten, aber nicht miteinander redeten, vor allem nicht aufeinander hörten?

Auch der Midrasch empfindet hier eine Lücke und füllt diese, indem er die Brüder über Landbesitz und Kleider streiten lässt, sogar über die Frage, auf wessen Grundstück einmal der Tempel erbaut würde! Selbst das Heiligtum kann also Gegenstand unversöhnlicher Streitigkeiten mit tödlichem Ausgang sein. Bis in die Gegenwart hinein wiederholt sich dieser geradezu archetypische Streit immer wieder.

Eine ermutigende Gegengeschichte zu diesem Bruderzwist steckt vielleicht in der kurzen, unscheinbaren Notiz anlässlich des Todes Abrahams. Lapidar heißt es da: „Und es begruben ihn Isaak und Ismael in der Höhle Machpela.“ Wieso Isaak und Ismael? Woher wusste Ismael von Abrahams Tod? Wohnte er nicht weitab, fast schon in Ägypten? Irgendwie musste er die Todesnachricht gehört haben, und der Tod des Vaters verband die beiden wieder, wenn auch nur für kurze Zeit. Sie mussten aufeinander hören, wenn sie ihren Vater gemeinsam begraben wollten.

Auch heute versöhnen sich oft zerstrittene Nachkommen am Grab der Eltern, wenn es zu spät ist; oft liest man aber auch zwei parallele Todesanzeigen, die von den zerstrittenen Parteien getrennt aufgegeben wurden - entsetzlich! Aufeinander hören, aufeinander achten, einander wahrnehmen und ernst nehmen! Anders ist Leben nicht möglich - oder es wird zur Hölle, im Privaten wie zwischen Völkern und Volksgruppen. Dies wird schon an diesen wenigen Erzählungen aus den ersten Kapiteln der Bibel deutlich.

Aufeinander hören ist eine wesentliche Voraussetzung, um miteinander leben zu können, umso mehr, auf je engerem Raum es miteinander zu leben gilt, und je weiter die Mentalitäten voneinander entfernt sind.

Eines unserer drängendsten Gegenwartsprobleme ist die Frage, wie in unserer Gesellschaft Angehörige unterschiedlicher Gruppen mit verschiedensten nationalen, geschichtlichen, religiösen und kulturellen Hintergründen friedlich mit-

einander leben können. Zwischen Ghettoisierung und Verschmelzung reichen die Vorstellungen; dass „Ausländer raus“ keine Lösung ist, scheint angesichts unserer jüngsten Geschichte noch Konsens zu sein, jedenfalls offiziell. Dennoch ist die Furcht vor Überfremdung nicht so leicht zu überwinden und die Befürchtung, man könne sich durch allzu große Duldsamkeit als Nation selbst abschaffen, wird immer wieder neu geschürt. Was heißt da „Integration“? Wo ist die Grenze zwischen Assimilation und Identitätsverlust einerseits und befruchtender Lebensgemeinschaft andererseits?

Bereits in früheren Jahrhunderten wurden Glaubensflüchtlinge und andere Zuwanderer erfolgreich integriert, indem sie die einheimische Bevölkerung durch ihre kulturelle Tradition bereicherten. Dies gilt für Hugenotten und Waldenser ebenso wie für die aus Polen

stammenden Bergleute und Industriearbeiter im Ruhrgebiet und die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Wo liegen die Grenzen der Aufnahmefähigkeit? Vor allem aber: Lassen sich der Bibel Grundlinien für diese große gesellschaftliche Herausforderung entnehmen, von der unsere Zukunft abhängig ist? Als erstes ist dabei an ein biblisches Gebot zu denken, das vielen Christen nicht bekannt ist, da es im Neuen Testament nicht zitiert wird. Wenige Verse nach dem „Liebesgebot“ in Lev 19 steht das Gebot der „Fremdenliebe“. „Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der HERR, euer Gott.“ Alle deutschen Bibeln übersetzen „wie dich



Mk 7,32 Und sie brachten zu ihm einen, der taub und stumm war, und baten ihn, dass er die Hand auf ihn lege. [33] Und er nahm ihn aus der Menge beiseite und legte ihm die Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel und [34] sah auf zum Himmel und seufzte und sprach zu ihm: Hefata!, das heißt: Tu dich auf! [35] Und sogleich taten sich seine Ohren auf und die Fessel seiner Zunge löste sich, und er redete richtig. [36] Und er gebot ihnen, sie sollten's niemandem sagen. Je mehr er's aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. [37] Und sie wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.

selbst“ – offensichtlich weil auch das Neue Testament im Anschluss an die Septuaginta diesen Vergleich so versteht. Auch wenn wir zunächst einmal die von Leo Baeck in seinem „Wesen des Judentums“ vertretene Übersetzung „dir gleich“ bzw. „er ist wie du“, der sich die meisten jüdischen Ausleger anschließen, zurückstellen, enthält schon die geläufige Version Sprengstoff genug: Hier werden zwei Möglichkeiten des Umgangs mit anderen einander gegenüber gestellt: bedrücken und lieben. Das Stichwort „nicht bedrücken“ zieht sich als ethische Forderung durch verschiedenste Schichten der Bibel, in Ex 22 sogar im Kontrast zum eigenen Erleben in Ägypten. Fremde und entlaufene Sklaven nicht zu unterdrücken gehört demnach zu den Identitätsmerkmalen des biblischen Volkes Israel. Aber lieben? Die Forderung wird umso elementarer, wenn man bedenkt, dass die wörtliche Übersetzung der Begründung lautet: „kamocha“, dir gleich bzw. er ist wie du. Der Fremde – dir gleich? – wie du? Stellt dieser Vergleich keine Zumutung dar? Man könnte auch umgekehrt fragen: Hat nicht jede Fremdenfeindlichkeit ihren Ursprung in der Verneinung dieser Grundvoraussetzung? War nicht bereits die Mischna in dieser Hinsicht fortschrittlicher als die meisten modernen ausländerrechtlichen Gesetze, wenn sie in Sanh. IV die Erschaffung eines einzigen Menschenpaares begründet, „wegen der Friedfertigkeit unter den Menschen, damit nämlich niemand zu seinem Nächsten sage: Mein Ahn war größer als deiner.“ Wie schwer fällt es uns dagegen, bei aller Anerkennung der Individualität des einzelnen Menschen und seiner kulturellen, religiösen und nationalen Identität die Gleichheit und Gleichwertigkeit anzuerkennen. Solche edlen Grundsätze in Menschenrechtserklärungen und Verfassungen zu schreiben, ist eine Sache, sie in Leben umzusetzen eine andere. – Miteinander leben ohne Vorbehalte und Vorrechte fällt im Alltag schwerer, als es unserer moralischen Einsicht einleuchtet. Aber dies gilt nicht nur privat als Merkmal der Angehörigen des Gottesvolkes, sondern auch für das Zusammenleben mit ganzen Volksgruppen anderer Herkunft. Im Josuabuch wird der Eindruck erweckt, als habe Israel alle Ureinwohner des Landes vertrieben, ja sogar ausgerottet. Bis auf den heutigen Tag wird dies Israel vorgeworfen. Die Bibelwissenschaft weiß zwar, dass dieses Bild nie der historischen Wirklichkeit entsprach, sondern einem theologischen Konzept aus der späten Königszeit; aber wer ist schon Bibelwissenschaftler! Man muss jedoch nicht Bibelwissenschaft studiert haben, um dies zu entdecken; man muss nur die Bibel richtig lesen. Dann entdeckt man, dass das Richterbuch in den ersten Kapiteln eine ganze Liste von Städten aufzählt, die Israel nicht eingenommen hat. Von Jerusalem weiß

man, dass es erst unter David in die Hand des Königshauses gelangte, nicht einmal in den Besitz eines der Stämme. Dabei handelt es sich aber nicht nur um eine historische Erinnerung. In Kap. 3 wird eine theologische Begründung gegeben, sogar zwei! Die erste ist ganz im Stil der Konzeption des Josuabuches: „Dies sind die Völker, die der HERR übrig ließ – damit er durch sie Israel prüfte, alle, die nichts wussten von den Kriegen um Kanaan, und die Geschlechter Israels Krieg führen lehrte, die früher nichts davon wussten.“ Das Nebeneinander wird hier unter dem Gesichtspunkt des Kampfes ums Überleben gesehen. Die zweite Begründung ist theologisch wesentlich differenzierter: „Diese blieben, um Israel durch sie zu prüfen, damit es kundwürde, ob sie den Geboten des HERRN gehorchten, die er ihren Vätern durch Mose geboten hatte.“

Wenden wir uns daher der zweiten zu: Hier wird erwartet, dass Israel mit den anderen zusammenlebt, ohne seine eigene Identität aufzugeben. Nicht religiöser Indifferentismus im Sinn unserer heutigen postmodernen Friedlichkeit ist gefordert, sondern Treue zu der eigenen Tradition, den Geboten Gottes. Aber auch kein militantes geradezu genozidales Bekenntum. Diese Gratwanderung fällt uns oft schwer. Aber gerade sie wird erwartet.

Als es zu Beginn des 19. Jh. um die rechtliche Gleichstellung der Juden ging, war eine damit verbundene Forderung „die bürgerliche Verbesserung der Juden“. Was man sich darunter vorzustellen hatte, macht Johann Peter Hebels Erzählung „Der große Sanhedrin zur Paris“ deutlich. Hebel schildert, wie Napoleon die französischen Juden aufgefordert habe zu erklären, „ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland und die anderen Bürger desselben als seine Mitbürger und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.“ Hebel weiß zu berichten, daß man sich über den Ausgang der Befragung im voraus nicht sicher war. „Allein die Abgeordneten sagten, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüter, und sie erteilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.“ Man darf wohl mit Recht den „Geist der göttlichen Weisheit“ als aufgeklärte Religiosität verstehen, die gewisse Differenzierungen zuläßt, in den Grundzügen

aber dem gesellschaftlichen Konsens entspricht. So berichtet Hebel anerkennend, dass jener große Sanhedrin das jüdische Eherecht dem staatlichen unterstellt habe. Vor allem aber wird hervorgehoben: „Aber ein Jude darf eine Christentochter heiraten und ein Christ eine jüdische Tochter, solches hat nichts zu sagen.“ Außerdem: Weil die Treue zu dem Land, in dem man geboren ist, höher steht als die Treue zum eigenen Glauben, kann man festlegen, dass jüdische Soldaten während des Militärdienstes „von allen Zeremonien frei [sind], die damit nicht vereinbar sind.“ Ähnlich stellen wir uns auch heute weithin noch Integration vor. Aber entspricht dies der biblischen Vorstellung vom Umgang mit den Fremden? Oder bedeutet die Forderung der Anpassung nicht Unterwerfung bzw. Unterdrückung, ja sogar geistige Ausrottung? Das Andere als Anderes gelten lassen, ohne es sich selbst zu eigen zu machen, ist ungeheuer schwer. Auch das weiß die Bibel; deshalb berichtet sie in Ri 3 in unmittelbarem Anschluss an den oben zitierten Vers: „Als nun die Israeliten wohnten unter den Kanaanitern, Hetitern, Amoritern, Perisitern, Hiwitern und Jebusitern, nahmen sie deren Töchter zu Frauen und gaben ihre Töchter deren Söhnen und dienten deren Göttern.“ Es gibt ein lateinisches Sprichwort: „abusus non tollit usum“, der Missbrauch hebt den (rechten) Gebrauch nicht auf. Die Realität entbindet nicht von der Norm. Die grundsätzliche Forderung bleibt bestehen, so schwer es in der Praxis oft fällt, ihr gerecht zu werden. Dies zeigt nicht nur dieser Vers, sondern der gesamte weitere Verlauf der Geschichte Israels. Das zweite Chronikbuch, mit dem die Hebräische Bibel abschließt, sieht darin die Ursache des Untergangs Jerusalems durch das babylonische Heer (2.Chronik 36,14-16). Allerdings kann es mit dieser trostlosen Feststellung nicht enden. Der allerletzte Satz der Hebräischen Bibel ist die sinngemäße Wiedergabe des Erlasses des Perserkönigs Kyros: „Der HERR, der Gott des Himmels, hat mir alle Königreiche der Erde gegeben und hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen zu Jerusalem in Juda. Wer nun unter euch von seinem Volk ist, mit dem sei der HERR, sein Gott, und er ziehe hinauf!“ Eine neue Bewährungsprobe unter vielleicht noch schwereren Bedingungen; denn weder war das Land menschenleer, noch ließen spätere Besatzungstruppen das Volk ungehindert seinen Glauben leben. Vor allen die Seleukiden versuchten, zu vollenden, was schon Alexander der Große angestrebt hatte, alle Völker des Großreichs in einer Gemeinschaftskultur zu vereinen. So blieb für Israel auch weiterhin die Herausforderung bestehen, mit anderen zusammenzuleben, ohne die eigene Identität aufzugeben. ■



Hans Maatz,
geb. 1935, Studium der ev. Theologie,
Pfarrer, Schuldekan, Kirchenrat i.R.,
Lehrauftrag an der PH Karlsruhe,
Mitglied des DKR-Vorstandes.

AUFEINANDER HÖREN, MITEINANDER LEBEN

EINE ISLAMISCHE BETRACHTUNG AUS DEM GEISTE DES Korans

„Und wenn Gott gewollt hätte,
hätte Er euch gemacht zu einer Gemeinde, eine einzige.
Aber Er wollte euch in dem prüfen, was Er euch gegeben.
So wetteifert um die guten Dinge!“ (Koran 5,48)

TEXT_AHMAD MILAD KARIMI

Im Zentrum des Islams, der sich wesentlich als eine Offenbarungsreligion begreift, steht bekanntlich der Koran als die Liebeserklärung des einen Gottes, von dem Hegel im § 573 der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften von 1830 sagt: »Will man (...) das Bewußtsein des Einen (...) in der schönsten Reinheit und Erhabenheit sehen, so muß man sich bei den Muhammedanern umsehen.« Diese zunächst in Mekka, dann in Medina allmählich geoffenbarte Botschaft ist für Muslime das lebendige Wort Gottes. Nicht bloß Wort, sondern es will ein gesprochenes Wort sein, ein Wort, welches vorzutragen ist, wie es auch die Etymologie des Wortes »Koran« belegt. Wenn Muslime den Koran vortragen, die koranische Stimme vernehmen, so wird die Offenbarung Gottes in ihrer ersten Regung gleichsam vergegenwärtigt. Die derart entfaltete Gegenwart erinnert an den Augenblick der Offenbarung an den Propheten Muhammad. Erinnerung in jedem Sinne des Wortes ist die einheitsstiftende Mitte der Religion des Islams. Nicht äußerlich geschieht die Erinnerung, sondern das zu Erinnernde gewinnt gerade im Akt des Erinnerns selbst an Gestalt. Rainer Maria Rilke beschreibt das erste Offenbarungseignis im Islam mit den Worten:

»Da aber als in sein Versteck der Hohe,
sofort Erkennbare: der Engel, trat,
aufrecht, der lautere und lichterlohe:
da tat er allen Anspruch ab und bat
bleiben zu dürfen der von seinen Reisen
innen verwirrte Kaufmann, der er war;
er hatte nie gelesen - und nun gar
ein solches Wort, zu viel für einen Weisen.
Der Engel aber, herrisch, wies und wies
ihm, was geschrieben stand auf seinem
Blatte,
und gab nicht nach und wollte wieder: Lies.
Da las er: so, dass sich der Engel bog.
Und war schon einer, der gelesen hatte
und konnte und gehorchte und vollzog.«

Die Dramatik dieser Szene ist für das islamische Bewusstsein von größter Aktualität. So

ist der Koran eben die erste Stimme, die ein ganz besonderes Aufeinanderhören verlangt. In diesem Sinne ist der Koran keine starre und einseitige Weisung, vielmehr hat die Zuwendung des Herrn aller Welten im Islam, vor dessen Antlitz alles untergehend ist, einen poetischen Charakter, ist doch die Poesie die vollkommenste literarische Form, wodurch die Liebe Ausdruck findet. Für Muslime ist der Koran nämlich in seinem arabischen Original unnachahmlich, sein Grundcharakter wird erst aus seiner Gesamtkomposition erfahrbar. Der Koran ist ein rhythmischer Text voller Klang und Musikalität, ja eine »progressive Universalpoesie«, wie es der Romantiker Friedrich Schlegel in seinem 116. Athenäums-Fragment entfaltet. Deshalb verwundert es nicht, dass die bedeutendsten Werke von Nizami, Hafiz oder Rumi, die vornehmlich von der Liebe handeln, nichts anderes ausdrücken als eine Zwiesprache mit dem Koran. Begreift man den Koran als eine Liebeserklärung Gottes an die Menschen, so ist es die Liebe, die das Aufeinanderhören gebietet. Auf der Bühne der Welt treten Schöpfer und Geschöpf gegenüber; so dass sich das Geschöpf dann als ein Geschöpf erfährt, indem der Schöpfer, ja sein Schöpfer ihn anspricht. Diese Ansprache Gottes ist deshalb eigentümlich, weil sie durch ihren poetischen und mithin offenen Charakter keine monotone Rede eines selbstgefälligen Gottes darstellt.

Demzufolge ist es zwar während der Koranrezitation, in diesem Akt der Liebe, Gott, der spricht, Gott, der hört, und Gottes ist die Stimme und doch weist der Koran mannigfaltig unterschiedene sprachliche Ebenen auf. Der Koran besticht nämlich durch seine Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit, durch seine bestimmte Gedankenführung und seine fragmentarische Natur, durch seine Klarheit und sein Geheimnis, durch seine wörtliche und bildliche Sprache. Man könnte die Liste noch eine Weile fortführen. Kurz, nicht nur die Attribute Gottes, wie Nasr Hamid Abu

Zaid bemerkt, sondern der Koran selbst verweist auf mehrschichtige Spannungen, die vielleicht die literarische Gattung der Sure konstatieren. Aus der Fülle dieser Spannungen zeigt es sich, dass der Islam keine absolute Religion ist. Ihre Selbstständigkeit als eine Weltreligion, welche durch die universale Zuwendung eines barmherzigen und allgegenwärtigen Gottes geprägt ist, für sich genommen, ist kaum zu verstehen. Im Gegenteil: Der Islam erringt seine Identität erst aus einer kommunikativen Auseinandersetzung mit dem Judentum, Christentum, den Polytheisten, Atheisten oder gar Antitheisten. Wie das Hören aufeinander, das als Bedingung der Möglichkeit eines friedlichen Mit- bzw. Füreinanderlebens ist, gelingen kann, macht der Koran vor, denn all die genannten Akteure werden nicht nur direkt angesprochen, vielmehr kommen sie selbst zu Wort. So zeichnet sich der Koran gerade durch seine Polyphonie aus als Gleichnis für eine Lebenswirklichkeit, die ebenso polyphon konzipiert ist. Im Kreis dieser vielfältigen Stimmen ist der Islam beheimatet, ja er entspringt gleichsam aus einem Aufeinanderhören und Miteinanderleben heraus; denn der Islam ist auch - historisch gesehen - immer schon mitten im Leben, mitten in der vielfältigen und pluralen Gemeinschaft. Im Gespräch beheimatet, ist der Islam nicht vom Schwert, sondern vom Wort und vom Schreibrohr getragen, wie es aus der ersten Offenbarung zu entnehmen ist:

»Trag vor '
im Namen deines Herrn, der erschuf,
erschuf den Menschen aus einem Blutklumpen!
Trag vor,'
denn dein Herr ist im Guten unübertrefflich,
der durch das Schreibrohr nahe brachte,
den Menschen lehrte,
was er nicht wusste!« (Koran 96,1-5)

Das Hören auf Gott und das Leben mit seinem Wort ist innigst verwoben mit dem Hören auf und dem Leben mit und für den Nächsten. Liebe, Demut und Dankbarkeit sind Grundeigenschaften, die die Muslime in ihrem religiösen Habitus in sich tragen, doch weit mehr als bloß gottgefällige Handlungen stellen sie zugleich ethische Katego-





Ihr Menschen, achtet den der euch hält, der euch aus einem Ich machte, und aus ihm ein Du, und aus den beiden Mann und Frau [4:1].

Die Errichtung der Himmel und der Erde und eure Vielfalt an Hautfarben und Sprachen sind Zeichen Gottes [30:22]. Ihr seid Männer und Frauen, verzweigt in Stämmen und Völkern, damit ihr euch kennt [49:13]. Und er verbindet euch mit der Liebe, die keine Gegenliebe kennt [30:21]. Ihr wart mal eine Gemeinschaft, doch dann habt ihr euch gegenseitig aufgegeben [10:19].

Wer nun Gutes tut, erntet noch Besseres – keine Asche und keine Schmach auf dem, der im Paradies wohnt. Wer aber Schlimmes tut, erntet Schlimmes – Schmach, und keinen, der ihn vor Gott bewahrt, das Gesicht wie die Nacht, düster und grau, und ein Platz im Feuer [10:26-27]. Wo zwei sich bekriegen, fährt dazwischen [42:9]! Und hielt Gott nicht die eine Hand durch die andere zurück – Klöster, Kirchen, Synagogen und Moscheen, wo an Gott gedacht wird, würden brennen. Gott steht zu dem, der für ihn einsteht – machtvoll und stark [22:40].

Übersetzung Prof. Dr. Harum Behr

rien dar, die sich vornehmlich intersubjektiv ereignen. So heißt es im Koran 5,44-48:

»Siehe, Wir haben herabgesandt die Tora, darin Rechtleitung und Licht.' (...)

Wir ließen ihnen folgen Jesus, den Sohn der Maria,'

um zu bestätigen, was vor ihm war in der Tora.'

Wir gaben ihm das Evangelium,' darin Rechtleitung und Licht,'

um zu bestätigen, was vor ihm war in der Tora,'

als Rechtleitung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen.' (...)

Und Wir haben dir herabgesandt die Schrift mit der Wahrheit,'

um zu bestätigen, was vor ihm war von der Schrift,'

und darüber Gewissheit zu geben.«

Diese für das Selbstverständnis des Islams konstitutive Bestimmung des interreligiösen Gesprächs zeichnet Respekt und die Anerkennung des Anderen als das Andere vor. Im Koran 29,46 heißt es:

»Und streitet mit den Leuten der Schrift auf die schönste Weise nur,' (...)

Und sagt: „Wir glauben an das, was zu uns herabgesandt '

und was zu euch herabgesandt.'

Und unser Gott und euer Gott ist der Eine.'

Und Ihm sind wir ergeben.“«

Ein Gespräch zu entfachen, welches das Prädikat »schön« trägt, ist somit die Pflicht einer jeden Muslima und eines jeden Muslims. So erklärt sich auch der Umstand, dass eine Reihe der Streitschriften innerhalb der islamischen Tradition auch dieses Prädikat ernst nehmen, dementsprechend lautet z.B. der Titel Muhammad Al-?azz?!'s Streitschrift: »Die schöne Widerlegung der Gottheit Jesu«. Interreligiöse Gespräche haben eine lange und reiche Tradition. Sicher war ihre erste Phase durch eine Streit- und Kontroversliteratur beherrscht, die einen überwiegend polemischen Charakter besaß, doch mit der Zeit zeigt sich jedoch, dass das Gespräch und das Hören aufeinander auch zu einem größeren Respekt vor den anderen Religionen sowie zu einer Verfeinerung der eigenen Argumentation führen kann.

Arthur Schopenhauer konnte seine Enttäuschung über den Koran nicht zurückhalten, so schreibt er über das metaphysische Bedürfnis des Menschen im Kapitel 17 des zweiten Band seiner Schrift Die Welt als Wille und Vorstellung: »Dieses schlechte Buch war hinreichend, eine Weltreligion zu begründen, (...) wie auch, sie zu blutigen Kriegen und den ausgedehntesten Eroberungen zu begeistern.« Heute hätte Schopenhauer mehr und genauere Beispiele angeben können, wer-

den doch, wenn auch von einer kleinen Minderheit, häusliche Gewalt, Unterdrückung, Selbstmordattentate und sogar Terroranschläge im Namen des Islams und des Korans ausgeübt. Warum sich die Täter auf den Koran beziehen, ist vielleicht aus dem Habitus zu entnehmen, wie sie mit dem Koran umgehen. Sie tun so, als hätten sie einen Werkzeugkasten vor sich mit lauter bunten Werkzeugen, die man nach Belieben verwenden kann. Primär fundamentalistisch ist dabei nicht, dass sie nach Wunsch und Begehren, gerade die Textstellen für sich herausnehmen, die sie für ihre Politik instrumentalisieren wollen; sondern der religiöse Fundamentalismus liegt gerade darin, dass sie unmittelbar zu verstehen glauben, was sie im Koran lesen, gleichsam ohne die Kenntnisname der Tradition.

Religionen, wenn sie einen politischen Charakter gewinnen, werden pervertiert, weil sie vielleicht eine unbändige Kraft und Anziehung besitzen, ja sie generieren unhinterfragbare Argumente. So gesehen ist die Religion Gnade, aber auch Fluch. Religiöser Fanatismus entsteht dann, wenn das Bewusstsein beginnt, eindimensional zu werden. Plötzlich verliert der Koran seine Offenheit, seine Dynamik. Sprachbilder werden zur Realität, Empfehlungen zur Pflicht, die Polyphonie des Korans zur Monophonie, Vieldeutigkeit zur Eindeutigkeit, Unklarheiten werden überlesen. Was hier verloren geht, ist einfach die Seele des Korans, was aber bleibt, ist nicht einmal der Leib, sondern nur der Leichnam desselben. Die sogenannten Fundamentalisten müssten enttäuscht sein, wenn sie erfahren, dass sie, indem sie den koranischen Text für ihre politischen Machtinteressen verstellen, auch den Grundcharakter des Islams verfehlen. Ist der Koran nach dem Selbstverständnis aller Muslime das reine Wort Gottes, so ist die Behauptung, man wisse absolut sicher, was im Koran steht, so dass man sogar damit Attentate rechtfertigen will, genuin nicht islamisch. Sein Wissen als absolutes Wissen neben das Wissen Gottes zu stellen, heißt eben neben Gott selbst Gott spielen. So begehen sie nahezu das schlimmste Vergehen im monotheistischen Sinne: Schirk, Gott etwas daneben stellen. Dies ist die Eigenart der Fundamentalisten, die sich jedoch grundlegend widersprechen, denn sie haben gerade kein Fundament; sie sind bodenlos. Dies ist wohl die List der Vernunft. Sie spielen Gott auf Erden und verfehlen dabei das Leben. So vergehen sie nicht nur gegen jede Menschenrechtskonvention, sondern auch und gerade gegen die Bedingungen ihrer eigenen Religion.

Im Unterschied dazu versteht sich der Islam als - um es mit den Worten von Abdul Karim Soroush zu sagen - »ein gerader Weg« in stetiger Überprüfung und dauerndem Gespräch mit den anderen Wegen, dass nun diese Überprüfung des eigenen Weges, dass dieses Gespräch nicht gewaltsam, sondern islamisch sein soll, das heißt eben »schön«, versteht sich von selbst. Was heißt dann aufeinander hören? Sich verschließen vor dem Anderen oder sich nicht einlassen in einer anderen Position können keine Lösung sein. Ohne Zweifel ist die Bedingung eines gelingenden Aufeinanderhörens und Miteinanderlebens das gegenseitige Wissen und Wissen-wollen voneinander und im gleichen Atemzug die adäquate Selbsteinschätzung, dass wir nicht in unserer Existenz unübertrefflich sind. Vielleicht ist das einfachste Selbstbild einer Muslima oder eines Muslims die Einsicht, nicht Herr über sich selbst zu sein. Eine Einsicht, von der nicht zuletzt die Psychoanalyse seit den Analysen Sigmund Freuds bzgl. des Unbewussten überzeugt ist. Das bedeutet vor allem für die Muslime, dass sie in allen Belangen des Lebens in Demut vor Gott handeln und urteilen. Mit diesem theoretischen Primat ist dabei der Boden für eine achtsame Lebensgestaltung gelegt; so dass die Idee, sich erst im Gespräch zu finden und sein Leben erst durch die Lebensteilung, wie es der Philosoph Rainer Marten bezeichnet hat, zu erringen, Realität gewinnt, eine islamische Lebenswirklichkeit.

Religiöser Pluralismus bedeutet dabei kein bloßer Relativismus, dass alle irgendwie Recht hätten. Die Frage ist, ob dann ein friedliches Miteinander derart hergestellt werden kann, so dass andere Religionen und Weltansichten nur dann toleriert und respektiert werden können, wenn sie im eigenen System subsumiert sind. Oder ist vielleicht die Wahrheit zwar absolut, aber nicht unbedingt exklusiv? Und die eigentlich bewegende Frage ist: wer hat die Macht, die Macht darüber zu richten? Von dem jeweils eigenen Lebensentwurf zu behaupten, er sei einzig wahr, ist zumindest nicht islamisch; denn darüber richtet allein Gott. Wofür sich jedoch Muslime abmühen sollten, ist, zu versuchen, ihr Leben gemäß dem Willen Gottes zu gestalten, ob nun der Versuch gelingt oder scheitert,

bewirkt Gott. Diese Haltung ist insofern sympathisch, als sie zur Bescheidenheit anmutet, aber keineswegs zur Unfreiheit. Muslime sind frei, sowohl im Streben nach der Glückseligkeit als auch nach dem Wissen, ja es ist ihre Pflicht, Wissen und Erkenntnis zur Erlangen, denn wie ein berühmtes Wort des Propheten Muhammad sagt: »Wer sich selbst erkannt hat, der hat erkannt seinen Herrn.« Religion überhaupt, islamisch betrachtet, ist ein Akt der Freiheit und für die Freiheit, wie der Thronvers im Koran bezeugt. So ist die Mitgestaltung einer demokratischen Mehrheitsgesellschaft eine dankbare Aufgabe für jede Muslima und jeden Muslim.

Schließlich ist zu konstatieren, dass der Islam in Deutschland keine fremde Religion mehr darstellt; so dass sich das gemeinsame Leben insbesondere für die junge Generation der Muslime normalisieren kann, jedoch sich noch in den Anfängen befindet. Eine besondere Aufmerksamkeit für eine angemessene Bildung der muslimischen Kinder, vor allem im Bereich der Religion und Sprachen, sowie die Errichtung des Faches islamische Studien an der Universität sind grundlegende Schritte, die gegenwärtig angegangen werden. Es ist aber auch andere junge Muslime in Deutschland anzutreffen, die nicht warten, bis sie Gehör finden, sondern sowohl im Bereich der Theologie und der Politik, aber auch auf dem Gebiet der Literatur und der Kunst selbst tätig werden und von sich hören lassen.

Bezeichnend für die islamische Perspektive ist, dass die Religion des Islams nicht das Nebeneinander, sondern das Miteinander fordert. Das Miteinanderleben, das Miteinanderstreiten um die Wahrheit, um sich zu kennen, den anderen zu verstehen und miteinander um die guten Dinge zu eifern. Es ist jedoch notwendig zu erkennen, dass keine Religion Besitzer der absoluten und mithin exklusiven Wahrheit ist, sondern - wenn überhaupt - dann an ihr Teil hat, solange sie nicht im Namen Gottes, sondern in Verantwortung vor Gott handelt als ein gerader Weg, so heißt es im Koran 42,15:

»Gott ist unser Herr und euer Herr.
Uns unsere Werke und euch eure Werke!
Kein Streitgrund zwischen uns und euch.
Gott wird uns versammeln.
Und zu Ihm führt die Heimkehr.« ■



Ahmad Milad Karimi, geb. 1979, Studium der Philosophie und Islamwissenschaft, Übersetzer des Koran, Mitherausgeber der Zeitschrift *Kalliope*, Verlagsleiter des Salam Kinder- und Jugendbuch Verlags und Verlagsleiter vom Kalam Verlag für islamische Theologie und Religionspädagogik.

AUFEINANDER HÖREN, MITEINANDER LEBEN

EINE JÜDISCHE UND ISRAELISCHE PERSPEKTIVE

Dankbar nehme ich die Gelegenheit wahr, die mir der Deutsche Koordinierungsrat hier bietet, um über die Thesen fünf bis acht der „Berliner Thesen“ zu sprechen, also jene vier Aufforderungen, die sich an Juden und die jüdischen Gemeinden richten.

TEXT_DEBBIE WEISMAN

Ich wurde gebeten, über diese Aufforderungen aus der Perspektive einer religiösen, israelischen Jüdin nachzudenken. Im Hebräischen gibt es ein Sprichwort: „Frag den Bäcker nicht nach der Qualität des Teigs“. Als Vorsitzende des Ausschusses, der diese Aufforderungen erstmals entwickelte, bin ich natürlich nicht objektiv im Blick auf ihre Bedeutung und ihren Nutzen. Ich bin vielmehr aufrichtig davon überzeugt, dass unser Berliner Dokument von bahnbrechendem Charakter ist.

Die Aufforderungen an die Juden und jüdischen Gemeinden wurden von einigen Juden als ein „Waschen schmutziger Wäsche in aller Öffentlichkeit“ kritisiert. Wie können wir bei all dem Antisemitismus in der Welt nur derart selbstkritisch sein? Demgegenüber meine ich allerdings, dass wir in Abraham ein wunderbares Vorbild finden. Als der Ewige ihm seinen Plan offenbarte (Gen. 18), Sodom und Gomorrha zu zerstören, war Abraham keineswegs zu ängstlich, um zu fragen: „Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Gerechtigkeit üben?“ (18,25). Abraham, der im Buch Jesaja (41,8) und im Koran (beispielsweise Sure 4,125) als großer Liebhaber und Freund Gottes bezeichnet wird, zeigte auf diese Weise vorbildhaft, was ich gerne „liebvolle Kritik“ nenne. Kritik muss nicht als Zeichen von Entfremdung betrachtet werden, vielmehr kann sie auch als Zeichen von Engagement, Bindung und sogar Liebe verstanden werden. In diesem Sinne haben wir wahrlich in einer Pionierleistung erstmals ein Dokument erstellt, das Christen und Juden gleichermaßen zur Gewissensprüfung in historischen, katechetischen und liturgischen Fragen aufruft.

Es kann durchaus sein, dass ich im Vergleich zu einigen Juden in der Diaspora, insbesondere in Europa, in meinem Verhältnis zu Nicht-Juden ein gutes Stück weniger unsicher bin. Schließlich habe ich seit nun fast vier Jahrzehnten in dem einzigen Land auf dieser Welt gelebt, hier würde ich „schließlich lebe ich“ schreiben in dem die Juden eine Mehrheit bilden. Allerdings glaube ich, dass meine Einstellung meiner Auswanderung nach Israel vorausgeht. Ich denke, sie ist das Ergebnis meiner Sozialisation in den Vereinigten Staaten von Amerika, in kleinen jüdischen Gemeinden außerhalb New Yorks, insbesondere aber in meiner Familie. Meine Eltern und Großeltern waren

ebenso sehr zutiefst überzeugte Juden, wenn auch säkulare, wie auch Humanisten. Bereits in jungen Jahren wusste ich vom Holocaust, aber das erzeugte niemals Hass oder gar Misstrauen gegenüber Nicht-Juden in mir. Während meines ganzen Lebens war ich stets mit Christen befreundet.

In Jerusalem habe ich einen Kollegen, Daniel Rossing, ein religiöser Jude, der mit ortsansässigen, christlichen Palästinensern zusammen arbeitet. Er gründete eine Organisation namens JCJCR - Jerusalem Center for Jewish-Christian Relations (Jerusalem Zentrum für christlich-jüdische Beziehungen). Seiner Ansicht nach sind die zwölf Punkte von Berlin „außerordentlich unzulänglich“¹ in dem Sinne, als dass sie die Wirklichkeit in Israel nicht hinreichend berücksichtigen, wo Juden eine Mehrheit darstellen und Christen immer mehr zu einer schwindenden Minderheit werden. Er kritisierte das Dokument sehr heftig, weil es in der Kritik am jüdischen Verhalten gegenüber Christen und an der Politik Israels nicht deutlich genug werde. Ich denke, meine Antwort an Daniel ist zweifach: ¹ Die Mehrheit der Juden innerhalb des ICCJ und

darüber hinaus in der ganzen Welt lebt noch immer in der Diaspora. Auch wenn das gegenwärtige Israel die größte jüdische Gemeinschaft in der Welt darstellt, beherbergt es allenfalls 42% der Gesamtjudentum.² Wenn das Dokument von einigen als zu kritisch, von anderen wiederum als zu unkritisch eingestuft wird, könnte es dann nicht sein, dass wir mit unserer Kritik gerade richtig liegen?

Ein bekannter Witz besagt: „Gerade weil du paranoid bist, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht gerade jetzt hinter dir her sind“ Sogar Paranoide können reale Feinde haben. Das Phänomen des Antisemitismus und auch das des Neo-Nazismus beschäftigt uns nach wie vor, d.h., auch wenn einige Juden tatsächlich paranoid sein mögen, haben wir gleichwohl noch immer reale Feinde. Im Nahen Osten betrachten sich Palästinenser wie Israelis als Opfer des Konflikts. Es scheint, als ob sie Konkurrenten in einem „Opfer-Wettbewerb“ sind. Eines der Probleme mit dem Status des Opfers liegt darin, dass es das Opfer daran hindert, Verantwortung für sein Tun zu übernehmen, einschließlich dafür, dass man auch andere zu Opfern macht. Ich glaube, im israelisch-palästinensischen Konflikt sind beide Seiten sowohl Opfer als auch Täter.

Es gibt einen wesentlichen Aspekt auf dem Weg zum Frieden zwischen Israelis und Palästinensern, der den beiden Gemeinschaften



helfen würde, ihre Traumata zu heilen und ihre Ängste voneinander zu überwinden. Ich möchte gerne eine Idee vorstellen, auf die ich in Etz Hayim stieß, einem Torah-Kommentar, der kürzlich von der Bewegung der Konservativen Juden in Nordamerika vorgelegt wurde:

„Auf dem Weg aus Ägypten hin zum Sinai waren die Israeliten voller Zuversicht und Begeisterung. Die wahre Sünde Amaleks bestand darin, das er ihnen ihren Idealismus raubte und ihnen lehrte, die Welt sei ein unzuverlässiger und gefährlicher Ort.“

Auch wenn ich - G'tt bewahre! - die Palästinenser nicht mit Amalek vergleichen will, glaube ich dennoch, dass dieser Kommentar wichtige Lehre für uns enthält. Während der schwierigen Jahre der (zweiten) Intifada stellte sich der Eindruck ein, dass die Selbstmordattentäter die israelischen Kinder nicht nur ihrer physischen Unversehrtheit berauben, sondern auch ihrer emotionalen Geborgenheit, ihrer Lebensfreude und ihres Vertrauens in die Welt. Ich denke, das Gleiche widerfährt augenblicklich den Kindern in Sderot und anderen Dörfern nahe der Grenze zum Gazastreifen. Und ebenso widerfährt es den Kindern jenseits der Grenze im Gazastreifen selbst. Ich fürchte, es wird eine lange Zeit brauchen, bis die Freude an der Jugend und das Gefühl von Sicherheit, das jungen Menschen beiderseits der Grenze genommen wurde, wieder in ihnen lebendig wird.

Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts schrieb der walisische Dichter George Herbert: „Die beste Rache besteht darin, gut zu leben“. Unsere Antwort auf die diversen Amaleks muss darin bestehen, weiterhin unser Leben als Juden mit moralischen Werten

und einem sozialen Gewissen zu führen. Glücklicherweise hilft uns hierbei unsere Tradition in Form traditioneller Mechanismen zur Katharsis. Beispielsweise an Purim, wo wir uns an den Kampf gegen Amalek-Haman erinnern, ist es üblich, sich so sehr zu betrinken, „dass man den Unterschied zwischen 'Verflucht sei Haman' und 'Gesegnet sei Mordechai' nicht mehr erklären“ kann. Ein Weg, um mit einer kalten, fremden Welt zurecht zu kommen, besteht darin, sich zu betrinken. Freilich ist dies nicht gerade eine besonders konstruktive Methode und sie kann für einen selbst und für andere sehr gefährlich sein. Daher möchte ich gerne die Methode des sich Betrinks mit den anderen Geboten des Purim-Festes ergänzen: Geschenke an die Armen und mishloah manot (den Nachbarn Lebensmittelgeschenke schicken) - Gebote, die eine sich gegenseitig unterstützende Gemeinschaft bilden. Das ist auch ein Weg, um mit einer grausamen Welt umzugehen, mit einer schwierigen Wirklichkeit und den verschiedenen Drangsalen des Lebens. Die Opferrolle führt zu einer gewissen Selbstgerechtigkeit. Sie verleiht einer Opfergruppe durch das gemeinsame Leiden die Grundlage zur Solidarität. Aber es macht sie auch gegenüber anderen Aspekten ihrer Wirklichkeit blind. Im Blick auf das jüdische Volk und die nicht-jüdische Welt haben sich beispielsweise einige wichtige und weitreichende Veränderungen in den Jahrzehnten nach dem Holocaust ergeben. Ich stimme Daniels Einschätzung zur tiefstehenden Ignoranz der meisten Israelis gegenüber ihren christlichen und muslimischen Nachbarn, ihrem Glauben und ihrer Kultur aus ganzem Herzen zu. Viel zu viele Juden, hier wie auch andernorts, sind sich der beeindruckenden und weitreichenden Veränderungen, die sich in vielen christlichen Kirchen im 20. Jahrhundert vollzogen haben, nicht bewusst. Die wohl dramatischsten Veränderungen in der katholischen Kirche begannen mit dem Zweiten Vatikanum, aber auch in den anderen Konfessionen vollzogen sich ähnliche Veränderungen. ² Eine Anekdote macht das recht deutlich: Vor mehr als einem Jahrzehnt, im Frühjahr 1999, wurden Rabbiner David Rosen und ich zu einem Treffen im israelischen Ministerium für Bildung und Erziehung eingeladen. Ich dachte, es würde um die Reise des Papstes, Johannes Paul II., nach Israel gehen, die für das Jahr 2000 geplant war. Man hoffte, dass Hunderttausende von christlichen Pilgern in seinem Gefolge auftauchen und das neue Jahrtausend begrüßen würden. Mir war klar, dass das Ministerium uns einlud, um geeignete Maßnahmen zur Vorbereitung auf diese wichtige Entwicklung für israelisch-jüdische Schulkinder zu entwickeln.

So kam ich gut vorbereitet zu diesem Treffen mit einer Liste von Bildungsmaßnahmen, Rednern, Filmen, Exkursionsvorschlägen für Schulklassen und wie all diese Ideen an verschiedenen Stellen der Lehrpläne zu integrieren seien. Zu meiner Bestürzung begann der Vorsitzende des Treffens mit der Frage, warum wir in Anbetracht der Kreuzzüge und der Inquisition all diese Christen überhaupt willkommen heißen sollten!

Wie allgemein bekannt, wurden die meisten der grandiosen Pläne für den erwarteten Massentourismus niemals umgesetzt, da kurz nach dem Besuch des Papstes, der für sich genommen eine äußerst bedeutsame Erfahrung darstellte, die Zweite Intifada ausbrach. Seitdem bin ich niemals wieder eingeladen worden, obwohl viele Jahre vergangen sind und inzwischen schon ein anderer Papst, Benedikt XVI., ebenfalls nach Jerusalem kam und wieder ging.

Deshalb würde ich gegenüber Daniel argumentieren, dass die Berliner Thesen auch für israelische Juden von Bedeutung sind.

Ich persönlich denke, dass die größte Herausforderung für Juden sowohl in Israel wie auch in der Diaspora darin liegt, eine angemessene Balance zwischen den partikularen und universalen Aspekten unserer Tradition zu finden - zwischen den Sorgen und Nöten der gesamten Menschheit und den besonderen Sorgen und Nöten von uns Juden. ³ Jacob Agus, ein konservativer jüdischer Denker im 20. Jahrhundert, schrieb über die Idee der jüdischen Auserwähltheit:

„Als ein Bestandteil des Glaubens sollte das Gefühl, „auserwählt“ zu sein, verallgemeinert werden; jeder Mensch sollte eine Berufung für sich finden und ihr folgen. So sollte auch der Stolz, einem historischen Volk anzugehören, universalisiert werden. Alle Menschen (sic! DW) sollten auf die ehrenwerten Errungenschaften ihres jeweiligen Volkes stolz sein, ihre nationalen Gefühle überprüfen und sich vor ihren kollektiven Schwächen schützen, genau so, wie es auch uns Juden geboten ist.“ ⁴

Sein Vorschlag scheint auf eine Idee zurückzugehen, die erstmals in den Arbeiten des deutsch-jüdischen Philosophen Samson Raphael Hirsch im 19. Jahrhundert auftauchte, dass nämlich jede Nation für bestimmte Zwecke auserwählt worden ist. Nichtsdestotrotz ist kaum zu verleugnen, dass es bestimmte einzigartige Charakteristiken der jüdischen Geschichte und Kultur gibt. Nur wenige andere Völker teilen die historische und geografische Weite, wie sie der jüdischen Existenz zueigen ist. Das komplexe Amalgam aus Religion und Nationalität, die Diaspora-Existenz, die Geschichte des Leidens und der Verfolgung, die Wiedergeburt in der Moderne - all das zusammen genommen scheint auf ein spezielles Erbe zu verweisen. Und dennoch, im Sinne von Agus, könnten wir die Möglichkeit einräumen, dass andere Nationen von der ausgeprägten Dialektik zwischen Universalismus und Partikularität, mit





der wir uns auseinandersetzen, etwas lernen könnten. Wie Agus es formuliert: „... wir sollten ein auserwähltes Volk sein - als Beispiel, nicht als Ausnahme.“⁵

Zwei Mal finden wir in der Torah - einmal in Leviticus 11 und einmal in Deuteronomium 14 - eine Liste von nicht-koscheren Vögeln. Zu ihnen gehört chassida, der Storch. Es scheint, dass der Name dieses Vogels sich von dem Wort chessed, „tätige Liebe“, ableitet. Unser großartiger mittelalterlicher Bibelkommentator Rashi fragt in Anknüpfung an den Midrash: „Warum wird dieser Vogel chassida genannt? Weil er Handlungen der chessed begeht, indem er seine Nahrung mit anderen Störchen teilt.“ Es brauchte hunderte von Jahren, bis die nächste logische Frage gestellt wurde, nämlich warum er dann nicht koscher ist? Diese Frage wurde im 19. Jahrhundert von dem Gerrer Rebbe, bekannt als Chiddushi HaRim, gestellt. Er antwortete wie folgt: „Weil er Handlungen von chessed begeht, indem er seine Nahrung mit anderen Störchen teilt. Nur mit anderen Störchen.“ In dieser kurzen Parabel spiegelt sich die Stärke und Schwäche von Gemeinschaften wieder; findet sich das Dilemma von Partikularität und Universalismus. Stark partikuläre Gemeinschaften begehen Handlungen der chessed gegenüber den Mitgliedern der eigenen Gruppe. Wie aber verhalten sie sich gegenüber Außenstehenden, die Mitglieder anderer Gemeinschaften sein mögen? Das ist die erzieherische Herausforderung, vor der wir heute stehen: Stolze, junge Juden zu formen, verwurzelt in ihrer eigenen Kultur, die sich nicht wie die Störche verhalten, sondern wie menschliche Wesen, die auch Mitgliedern anderer Gemeinschaften gegenüber Mitgefühl zeigen und Sorge entgegenbringen.

Um auf einen der oben bereits angesprochenen Aspekte zurückzukommen: Es gilt eine Unterscheidung zu treffen zwischen dem Gebrauch von Macht zu Zwecken der Selbstverteidigung

oder zum Zwecke der Bestrafung als einem Akt der Rache. Oder, wie es ein Freund von mir ausdrückte: „Zionismus bedeutet, dass Juden sich die Hände schmutzig machen. Aber es gibt einen Unterschied zwischen dreckigen Händen zu bekommen und sich im Schmutz zu suhlen.“⁶

Einer der größten religiösen zionistischen Denker, ein wahrhaft mystischer Theologe, war Rabbiner Abraham Isaac HaKohen Kook (1865-1935). Sieht man, wie sein Ansatz sich im Denken seines Sohnes und dessen Nachfolger entwickelt hat, mag es vielleicht überraschend sein, dass Rabbi Kook einmal sagte: „Es geziemt sich für Jakob nicht, sich im politischen Leben zu engagieren zu einem Zeitpunkt, da Staatlichkeit Rücksichtslosigkeit und ein Talent zum Bösen erfordert.“⁷ In anderen Worten, der Zionismus sollte laut dieser Aussage noch nicht einmal fordern, dass wir uns unsere Hände schmutzig machen. Das ist freilich in hohem Maße utopisch. Und in Anbetracht der Tatsache, dass er im Jahre 1935 starb, muss man sich fragen, ob Rabbi Kook seine Meinung nicht geändert hätte, hätte er lange genug gelebt, um die Schrecken des Holocaust zu erleben.

Im Frühjahr 2010 starb im Alter von 81 Jahren einer meiner Lehrer und Mentoren, Professor Moshe Greenberg von der Abteilung für Biblische Studien an der Hebrew University von Jerusalem. Greenberg war darauf spezialisiert, einige problematische Texte innerhalb der jüdischen Tradition zu identifizieren

und sich mit ihnen zu konfrontieren.⁸ In einem Essay hat uns Greenberg einen hilfreichen Denkansatz vermittelt, wie mit solchen Texten umzugehen ist: „Selbst der allerfeinste Weinstock muss saisonal gestützt werden, um ein weiterhin fruchtbares Wachstum zu garantieren.“⁹ Eine der Techniken eines solchen Stützens könnte darin bestehen, problematische Texte innerhalb der jüdischen Geschichte zu kontextualisieren. Juden, die zu beinahe allen Zeiten und an allen Orten eine verfolgte, von den sie umgebenden Gesellschaften mitunter gewaltsam traktierte Minderheit waren, haben defensive, selbstisolierende Haltungen entwickelt. Die Opferrolle innerhalb der jüdischen Geschichte und das Gefühl erniedrigender Machtlosigkeit erreichte ihren tragischen Höhepunkt im europäischen Holocaust in den Jahren 1933 bis 1945. Wie ich bereits oben ausgeführt habe, wenn viele Juden heutzutage der Welt da draußen mit Misstrauen begegnen, dann geschieht das nicht ohne Grund.

Zugleich müssen wir allerdings auch lernen, die Vergangenheit zu überwinden und nicht in ihr zu verhaften. Mir scheint, wenn es eine Organisation gibt, von der wir das lernen könnten, dann ist es der DKR. ■

Aus dem Englischen übersetzt von Christoph Münz

ANMERKUNGEN:

¹ Daniel hat bei einem Treffen der traditionsreichen Dialoggruppe „The Rainbow“ im Dezember 2009 einen Vortrag gehalten, den er hoffentlich auch veröffentlicht wird. Er hielt diesen Vortrag im Kontext der bereits das ganze Jahr über diskutierten Berliner Thesen des ICCJ: „Zeit zur Neuverpflichtung“.

² Für eine entsprechend historische Dokumentation siehe beispielsweise: www.jcrelations.net.

³ Siehe dazu meinen Beitrag „What We Are and Who We Are: Educating for the Universal-Particular Dialectic in Jewish Life“, in: Languages and Literature in Jewish Education. Studies in Honor of Michael Rosenak, veröffentlicht als Studies in Jewish Education, Volume XI, Hebrew University, 2006.

⁴ Siehe: The Condition of Jewish Belief. Symposium der Herausgeber des Magazins Commentary, veröffentlicht vom American Jewish Committee und Mac Millan, New York 1966, S. 13.

⁵ Ebda.

⁶ Private Unterhaltung mit Daniel Seidmann, Ausbildungs-offizier der Israelischen Streitkräfte, August 1980.

⁷ Shlomo Avineri, The Making of Modern Zionism: The Intellectual Origins of the Jewish State, Weidenfeld und Nicolson, 1981, S.197.

⁸ Siehe beispielsweise seinen Beitrag: „A Problematic Heritage: The Attitude towards the Gentile in Jewish Tradition - An Israeli Perspective“, in: Conservative Judaism, Vol. XLVIII, Nr. 2, Winter 1996, S. 23-35.

⁹ Zitiert in: Fox, Scheffler, Marom, Visions of Jewish Education, University Press, Cambridge 2003, S. 145.

Dr. Deborah Weisman, geboren in New York, lebt seit 1972 in Israel. Sie ist Pädagogin und aktiv im interreligiösen Dialog, Präsidentin des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) und Vizepräsidentin des Inter-Religious Coordinating Council in Israel.



Im Krankenhaus in BERLIN

TEXT_RABBINER ANDREW GOLDSTEIN

Monate hatte ich damit verbracht, für progressive Juden aus Europa und den USA eine Tour nach Berlin zu organisieren. Anlass war die 200-Jahr-Feier des ersten reformierten jüdischen Gottesdienstes, den Israel Jacobson am 17. Juli 1810 in dem Gebetsraum seiner Schule in Seesen feierte. Nach dem Besuch der Orte in Berlin, die für die Gründer der Reformbewegung von Bedeutung waren, sollte die Reise am nächsten Tag zur Haupt-Gedenkfeier nach Seesen gehen und anschließend nach Hamburg, wo der erste Reform-Tempel 1817 eingeweiht wurde.

Die Tour war ein großer Erfolg, ich habe sie aber leider verpasst. Am Tag nach der Anreise fand ich mich im Franziskus-Krankenhaus in Berlin wieder wegen einer Zellulitis im Bein. Dort musste ich fünf Tage mit einer Infusionsnadel im Arm verbringen. Die medizinische Betreuung war ausgezeichnet, ja die ganze Atmosphäre im Krankenhaus fürsorglich und warmherzig. Ich weiß nicht genau, wann die Nonnen merkten, dass ich Rabbiner bin, aber sie waren mir gegenüber außerordentlich nett und freundlich. Ich fühlte mich richtig sicher mit Jesus über meinem Bett und einem konfessionsfreien Gebet, das jeden Abend um 19:00 Uhr, über den Lautsprecher kam.

Mein Zimmer teilte ich mit einem Muslim aus Somalia. Als ich sah, dass er ein Buch auf Arabisch las, stellte ich mich vor und zwischen uns entwickelte sich eine warmherzige Freundschaft. Er las ein Buch über „Die Propheten“ und war gerade an der Stelle über den Propheten Noah angekommen. Ich sagte ihm, dass wir auch Geschichten über Noah in unseren heiligen Büchern hatten, und bald musste ich ihm viele Fragen beantworten. Er hatte gehört, dass unser heiliges Buch die „Torah“ hieß und fragte, wo er eine

bekommen könnte. Ich ging ans Bücherregal und holte die katholische Bibel, zeigte ihm, was sie alles enthielt und schließlich Genesis 6-9 und unsere Geschichten über Noah. Er war fasziniert und fragte sofort, ob er auch ein solches Buch haben könnte. Diese Geschichte erzählte ich Schwester Maria, die kurz darauf, mit einer in weißem Leder gebundenen katholischen Bibel ins Zimmer kam, als Titelbild ein Photo des Papstes. Sie strahlte vor Freude und Zufriedenheit. Als sie die Bibel dem Muslim überreichte, zwinkerte sie mir zu.

Meine Deutschkenntnisse reichten nicht aus, um herauszufinden, ob sie glaubte, der Rabbiner hätte ihr einen neu konvertierten Christen gebracht, oder ob sie sich freute, jemanden mit dem Evangelium bekannt zu machen. Mein somalischer Freund las die Geschichten über Noah mit wahrer Hingabe: jüdisch / christlich und muslimisch. Er stand regelmäßig auf, nahm seinen Gebetsteppich und ging hinaus auf den Balkon („um keinen zu verletzen“) und betete.

Ein wunderbares interreligiöses Erlebnis, das mich mit dem Umstand versöhnte, die Tour, die ich organisiert hatte, verpasst zu haben. ■

Aus dem Englischen übersetzt
von Eva Schulz-Jander



Die Ringparabel, zum Beispiel - LICHT UND SCHATTEN EINER DEUTSCH-JÜDISCHEN STERN- STUNDE

TEXT_JAKOB HESSING

Als Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing sich 1754 kennenlernten, war das nicht nur der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, sondern auch die Geburt des deutschen Judentums aus dem Geiste der Aufklärung.

Beide, der Jude und der Deutsche, vollzogen eine Revolution. Mendelssohn löste Preußens Juden aus dem Machtbereich der Rabbiner und führte sie der deutschen Kultur zu; und auch der Pfarrerssohn Lessing emanzipierte sich vom Establishment der klerikalen Orthodoxie: sein Nathan der Weise entstand im Streit mit einem protestantischen Dogmatiker, dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Es war ein Augenblick, in dem alle Hoffnungen der deutsch-jüdischen Begegnung angelegt sind. Die Aufklärung war universal, sie kannte keinen Unterschied zwischen den Menschen, durch die von Gott gegebene Vernunft waren sie einander gleichgestellt. Noch vor der Französischen Revolution wurde hier die soziale Ungerechtigkeit des Feudalismus in einer Demokratie der Ratio aufgehoben, und in der Geschichte von Juden und Deutschen hätte das die schönsten Folgen haben können.

Aber dann kam es anders, und am bitteren Ende dachten deutsche Juden über die Dialektik der Aufklärung nach. Wer heute auf die Anfänge zurückschaut, muß es kritisch tun. Indem wir einen großen Augenblick der deutsch-jüdischen Begegnung zu würdigen versuchen, dürfen wir uns nicht blenden lassen von seinem vermeintlichen Glanz: nur so erfüllen wir sein geistiges Vermächtnis.

Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Mendelssohn und Lessing, 1729 geboren, waren gleichaltrig und 1754 noch jung. Aber diese Parallelität ist auch eine Täuschung. Beide kamen aus sehr verschiedenen Welten, und jeder von ihnen wollte in Wirklichkeit etwas anderes. Mendelssohn, noch völlig im Sinne der rabbinischen Tradition, suchte die Juden an die sich wandelnden Zeiten anzupassen, er spürte das Nahen der Moderne und wollte seinem Volk, indem er es an seine christliche Umwelt heranführte, in der deutschen Kultur einen Halt geben; zuletzt ging es ihm darum, die jüdische Tradition aufrecht zu erhalten, indem er sie in der Gegenwart verankerte und den Universalitätsanspruch der Aufklärung dabei ganz wörtlich nahm. Als er mit 33

Jahren aus der Kleinstadt Dessau nach Berlin kam, wurde die Aufklärung für ihn das große Bildungserlebnis. Er empfand es als Kulturschock und arbeitete sein Leben lang daran, es mit der traditionell jüdischen Erziehung seiner Kindheit zu versöhnen. Das hat ihn über die klassische Phase der Aufklärung nie hinwegkommen lassen und zwang ihm einen statischen Vernunftsbegriff auf: eine Vernunft, die sich historisch verändern könnte, wäre ihm undenkbar gewesen.

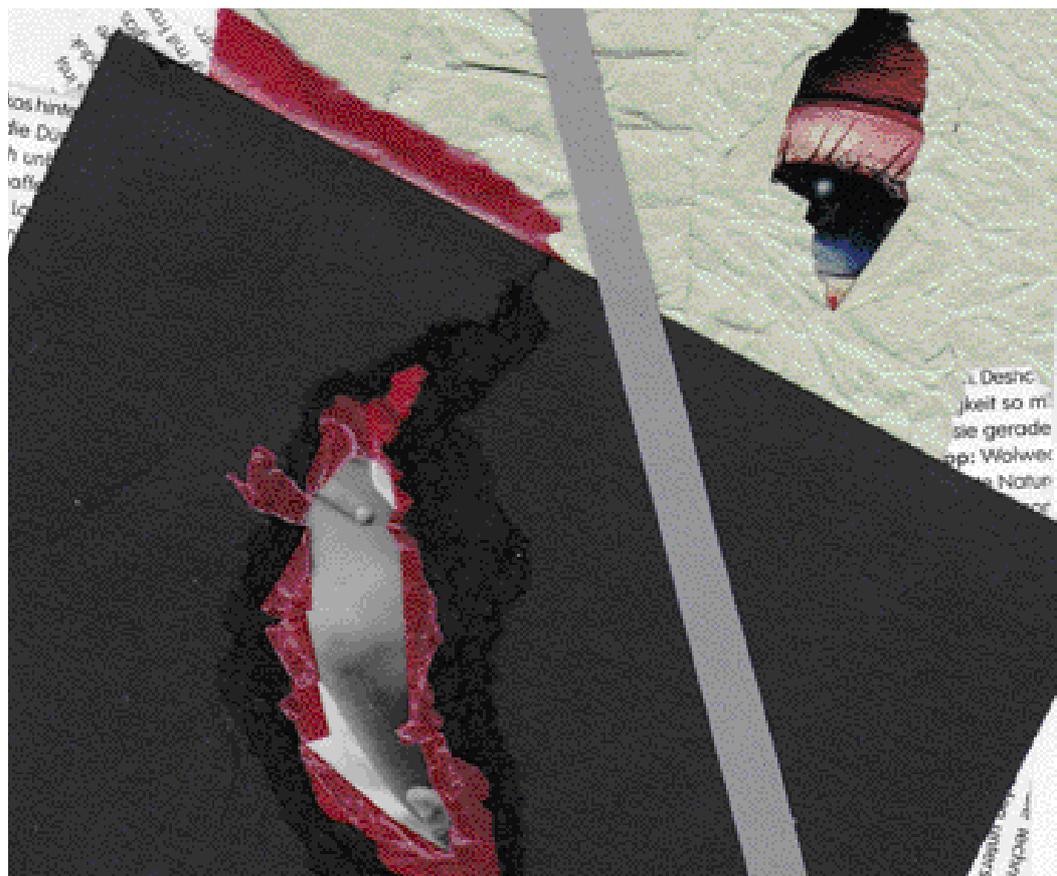
Ganz anders der aufmüpfige Pfarrerssohn Lessing. Als er in den vierziger Jahren im schnellen Wandel vom Theologie- zum Medizinstudium wechselte und schließlich Schriftsteller wurde, nahm er am Säkularisierungsprozeß des 18. Jahrhunderts nicht nur teil, sondern bestimmte ihn auch aktiv mit. Sie waren gleichaltrig, aber während Mendelssohn noch die klassische Aufklärung vertrat, war Lessing schon ein Spätaufklärer. Nach dem Nathan, kurz vor seinem Tod im Jahr

1781, entstand ein letztes Werk, Die Erziehung des Menschengeschlechts, in dem er das Alte und das Neue Testament als Vorstufen eines kollektiven Bildungsprozesses beschrieb und andeutete, die herangereifte Menschheit habe nun ihren eigenen Weg zu gehen.

Für seinen jüdischen Freund, der ihn um fünf Jahre überlebte, war das eine Blasphemie, der er niemals folgen konnte. Schaut man aber genauer hin, so hatte Lessing es schon vorher gesagt, schon im Nathan selbst: im Kernstück dieses dramatischen Gedichtes, in der Ringparabel, ist sein letztes Werk bereits vorweggenommen.

Der Richter sprach

Man kennt das Märchen, das Sultan Saladin zu hören bekommt, als er dem Juden sein Geld aus der Tasche ziehen will. Der Muslim hat ihn nach der wahren Religion gefragt, und der Jude spricht von einer alten Tradition: ein wunderbarer Ring - er „hatte die geheime Kraft, vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“ - wird in jeder Generation vom Vater an den ihm liebsten Sohn weitergegeben. Bis einer der Väter es nicht mehr aushält: jeder seiner drei Söhne ist ihm gleich lieb, je-



dem verspricht er den Ring, von einem Künstler läßt er zwei Duplikate erstellen, gibt den Söhnen jeweils einen Ring und stirbt.

Aber dieses Märchen kennt man nicht erst von Lessing, sondern schon von Boccaccio, der es 1350 im Decamerone erzählt - über 400 Jahre vor Lessing, als der Schwarze Tod Europa erschüttert und das Werk des Italieners eine Tradition weltlicher, antiklerikaler Erzählkunst eröffnet. Boccaccios Sultan lebt nicht in Jerusalem, sondern in Babylon; sein Jude heißt nicht Nathan, sondern Melchizedek; und vor allem: die Geschichte ist zu Ende, als der Sultan die Gleichsetzung der Ringe mit den drei monotheistischen Religionen akzeptiert und die Suche nach der Wahrheit aufgibt.

Melchizedek ist ein gewandter Erzähler, der sich aus der Affäre zu ziehen weiß, und Boccaccio ist ein Spötter, dessen Werk schon die tiefe Krise des katholischen Italiens vorwegnimmt. Als Nathan Jahrhunderte später die Parabel jedoch wiederholt, geht es um mehr: Lessings weiser Jude will die Religionen nicht relativieren, und wo er mit der Unauffindbarkeit des echten Ringes in eine Sackgasse geraten ist, endet seine Suche nicht.

Im Gegenteil - sie fängt erst an. Denn anders als Boccaccios Sultan lassen sich die Söhne bei Lessing nicht mit dem Argument abspeisen, die drei Ringe wären gleichwertig. Jeder von ihnen hält seine beiden Brüder für Betrüger, und sie gehen zum Richter, um die Wahrheit herauszufinden.

Der Richter sprach:

Ich höre ja, der rechte Ring

Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;

Vor Gott und Menschen angenehm.

Das muß

**Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! -**

Nun; wen lieben zwei

Von Euch am meisten? - Macht, sagt an!

Ihr schweiget?

Jeder liebt sich selber nur

Am meisten? - Oh, so seid ihr alle drei

Betrogene Betrüger! Eure Ringe

Sind alle drei nicht echt.

(Nathan der Weise, 3. Aufzug, 7. Auftritt, Z. 2010 ff.)

Indem er das Liebesgebot der Religionen zum Kriterium erhebt, legt der Richter die Schwäche der Söhne bloß. Sie treten als Ankläger ihrer Brüder auf, nicht als Liebende, und müssen daher dem Urteil verfallen. Die Worte des Richters sind ein ironischer Kommentar des Aufklärers Lessing, sinnvoll aber ist er nur in einer humanistischen Perspektive, von einem religiösen Standpunkt ist er bedeutungslos. Denn wenn der echte Ring von Gott gegeben ist - wie die Parabel es andeutet -, dann repräsentiert er eine höhere Wahrheit, die von Menschen weder bestätigt noch widerlegt werden kann.

Mendelssohn war ein Aufklärer wie Lessing, aber hier trennten sich die Wege. Der Richter entläßt die Söhne mit dem Auftrag, die Welt zu verändern:

Es eifre jeder seiner unbestochnen

Von Vorurteilen freien Liebe nach!

Es strebe von euch jeder um die Wette,

Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag

Zu legen!"

(Nathan der Weise, 3. Aufzug, 7. Auftritt, Z. 2041 ff.)

Was der Richter den Söhnen hier aufträgt, ist die Erlösung der Welt. Für die Religionen ist sie gefallen - bei den Christen mit der Erbsünde, bei den Juden mit dem Exil -, und die Söhne sollen sie nun aus ihrer Gefallenheit holen, sollen sie in eine gute Welt verwandeln, und sie sollen es aus eigenen Kräften tun: nach der Maßgabe ihrer „unbestochnen / Von Vorurteilen freien Liebe“. Der Richter zeichnet den Söhnen bereits die Erziehung des Menschengeschlechts vor, die Lessing dann in seinem letzten Werk ausschreiben wird - eine von aller göttlichen Übermacht emanzipierte Autonomie, in die Mendelssohn seinem Freund nicht mehr folgen können.

Die verborgene Tragödie

Das war unglücklich für ihn, weil Lessing nicht mehr am Leben war, als es ihm klar wurde, und weil sie nicht mehr darüber sprechen konnten. Mendelssohn starb 1786, und in seinen letzten Jahren mußte er Zeuge werden, wie die Elemente seiner jüdisch-deutschen Synthese zu zerbrechen drohten.

Das Schlimmste blieb ihm erspart. Nach dem Tod der beiden Freunde änderte sich die Welt sehr schnell, und mit der Romantik kam eine Gegenbewegung auf, die das Ende der Aufklärung beschleunigte. Brendel, eine Tochter Mendelssohns, heiratete einen ihrer Führer, trat erst zum Protestantismus und dann zum Katholizismus über und wurde unter dem Namen Dorothea Schlegel als deutsche Schriftstellerin bekannt.

Die anderen Nachkommen Moses Mendelssohns schlossen sich der Taufbewegung früher oder später an. Um 1850 hatte die weitverzweigte Familie, die bis in die Hitlerzeit eine bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte spielte, kein jüdisches Mitglied mehr aufzuweisen.

Auch für Lessing hielt die Zukunft nichts Gutes bereit. Mit der Französischen Revolution ging die Welt zu Ende, in der er gewirkt hatte, und wer die Ereignisse nach 1789 als politische Erfüllung der Aufklärung las, sah sich bald getäuscht. Lessings Erziehung des Menschengeschlechts hat noch nicht stattgefunden, und die Massenkriege unseres industriellen Zeitalters ließen eine brüderliche, vom Richter in der Ringparabel vorausgesagte Liebe nur allzu sehr vermissen.

Einst hatte die Aufklärung das Erbe der Religionen angetreten. Sie ging davon aus, dass die Schöpfung gut und die Vernunft eine göttliche Gabe des Menschen sei; und daher, so schloß sie, könne ein rationales Verhalten nur ethisch sein. Der Gedanke hat sich leider nicht bestätigt, und hier haben die Religionen eine große Aufgabe: angereichert von den Erfahrungen der Aufklärung, sollten sie uns das Maß der Bescheidenheit zurückgeben, das uns zu lange abhanden gekommen ist.

Als Mendelssohn und Lessing sich 1754 kennenlernten, war das nicht nur der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, sondern auch eines grandiosen Mißverständnisses. Die Aufgabe, die uns die beiden Aufklärer des 18. Jahrhunderts hinterlassen haben, ist noch immer ungelöst. Wir stellen uns ihr am besten, indem wir ihrem Mißverständnis auf die Spur zu kommen suchen, um es nicht zu wiederholen. ■



Jakob Hessing ist Professor für Germanistik an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Sein Forschungsgebiet ist die deutsch-jüdische Literatur. Unter anderem veröffentlichte er die Bücher *Else Lasker-Schüler, deutsch-jüdische Dichterin* (1985), *Der Fluch des Propheten. Drei Abhandlungen zu Sigmund Freud* (1989) und *Der Traum und der Tod. Heinrich Heines Poetik des Scheiterns* (2005).



STACHELschweine

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so dass sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. - So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! (Wahren Sie den Abstand!) - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. - Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.“

Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Zürcher Ausgabe, S. 708 f.

Der Nationalstaat und seine EINWANDERER

TEXT_ZAFER SENOCAK

WAS DIE DEUTSCHEN FÜR DIE INTEGRATIONSDEBATTE AUS IHRER GESCHICHTE LERNEN KÖNNEN

Seit Anfang des 21. Jahrhunderts findet in Deutschland ein Umdenken statt: Die zahlreichen hier lebenden Menschen nichtdeutscher Herkunft werden endlich als Einwanderer begriffen. Seitdem wird unter dem Begriff Integration eine Staats- und Gesellschaftspolitik verfolgt, die diese Einwanderung zu gestalten versucht.

Gleichzeitig vollzieht sich ein anderer Paradigmenwechsel: Mit der deutschen Einheit entstand mitten in Europa¹ ein Nationalstaat Deutschland, der sich immer stärker von der alten Bundesrepublik unterscheidet. Das hat nur bedingt mit der Eingliederung Ostdeutschlands zu tun, vielmehr gibt es ein verändertes Gefühl für die eigene Identität. Man konfrontiert die heikle deutsche Geschichte zunehmend mit der Gegenwart, einzelne Kapitel aus dem Geschichtsbuch Deutschland werden umsortiert und neu gewichtet.

Selbsterfahrungsthemen haben Konjunktur. Mit der Erinnerung an die Vertreibung, die Bombenopfer im Zweiten Weltkrieg und die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten findet eine Aufarbeitung² deutschen Schmerzes statt. Gleichzeitig wird die Gegenwart eher als fröhliche, lockere Unternehmung inszeniert: Seht her, wir können feiern, haben Humor und ein modernes, weltoffenes Staatssystem. Deutschland kann sich sehen lassen in der Welt. Identität wird zur Marke, für die man gerne wirbt, die sich auch plakativ verwenden lässt.

Wie aber hängen Geschichte und Gegenwart heute zusammen? Wie viel Vergessen, wie viel Erinnern braucht die deutsche Gegenwart? Bezeichnenderweise tauchen Fragen der deutschen Geschichte und zur veränderten Selbstwahrnehmung bei der Einwanderungsfrage nicht einmal am Rande auf. Denn die verkrusteten Wunden der Nation drohen wieder aufzureißen, wenn man die Historie mit den gegenwärtigen Herausforderungen konfrontiert, die aus der Einwanderung resultieren. So entsteht ein merkwürdiges Schweigen, ja oft auch eine strikte Ablehnung, wenn man die deutsche Geschichte und die türkische Zukunft des Landes in Zusammenhang bringt. Türkische Zukunft ist ein Bedrohungsszenario, gewinnt darin doch eine Minderheit an Bedeutung, die sich im Lande etabliert hat.

Und wie wird heute aus einem Türken ein Deutscher? Es lohnt sich, sowohl für Einheimische als auch für Einwanderer, dafür jene Kapitel in der Geschichte Deutschlands aufzuschlagen, in denen es um die polnische Einwanderung im 19. Jahrhundert geht oder um die Integration und Assimilation der Juden in der Moderne. Wie war das denn mit der polnischen Einwanderung ins deutsche Kaiserreich? Wer erinnert sich heute noch an den erbitterten Sprachenstreit, bei dem es genau wie heute mit dem Türkischen darum ging, die polnische Sprache aus der deutschen Realität auszuschließen?

In jeder Ecke stößt man hierzulande auf ein Geschichtsthema: Die traumatische Erfahrung des Nationalsozialismus, des Krieges, des Völkermords an den europäischen Juden, aber auch das Leid der deutschen Bevölkerung durch Krieg, Flucht und Vertreibung haben sich tief ins Gedächtnis eingegraben.³ Deshalb wirkt nichts unglaublicher als ein geschichtsloses und damit gesichtsloses Deutschland. Die Einwanderungsfrage aber wird von all dem ferngehalten. Integrationsgipfel, Islamkonferenz, Debatten und Veranstaltungen zum Thema – der gesamte Politikentwurf wird so lanciert, als ginge es lediglich um die Integration Nichtdeutscher in die deutsche Gesellschaft.

Dieser Vorgehensweise liegt ein assimilatorischer Impuls zugrunde: Assimilation ist in der Tat eine der Möglichkeiten, sich in ein fremdes Land zu integrieren. Doch sie wird nicht gelingen, wenn die Prägungen aus der Geschichte von den Konferenztischen ferngehalten werden. Diese Prägungen wirken im aktiven Gedächtnis wie in den Tiefenschichten des Bewusstseins weiter. Sie schleichen sich in die Sprache ein, sie über-raschen, verunsichern.

Die Sprache der Integrationsdebatten ist jedenfalls bezeichnend. Sie ist voller Fallstricke, wenn es um Identitätsfragen geht, um Heimat oder Loyalität. So wurde in den Debatten um die doppelte Staatsbürgerschaft immer wieder der Begriff der Loyalität bemüht, der in der wilhelminischen Epoche von konservativen Historikern und Politikern herangezogen wurde, um zu belegen, dass deutsche und jüdische Identität unvereinbar seien: Aus der Sicht des Historikers Heinrich von Treitschke war die Einheit von Staat und Volk in Gefahr. Wer sich heute gegen Doppelidentitäten sperrt, gerät in die Tradition eines nebulösen Staatsverständnisses, der den Weg der Deutschen in die Demokratie lange blockiert hat. Die Oberhoheit über das Angstpotenzial haben diese Begriffe ohnehin: Angst vor Verlust der Identität, vor Fremden, vor Unbekannten.

Oder die Arbeit der islamischen Verbände in Deutschland: Sie sollte durchaus kritisch betrachtet werden. Wenn Necla Kelek in der „FAZ“ jedoch von „alter Basarmentalität“ schreibt, mit der die Verbände glauben, „in göttlichem Auftrag mit der Regierung über die Zusammensetzung und Tagesordnung der Konferenz scharchern“ zu können, werden Assoziationen geweckt, die in einer langen Tradition der Diffamierung und Stigmatisierung stehen. Würde eine Zeitung ähnliche Formulierungen erlauben, wenn es um eine andere Religionsgruppe⁴ geht?

Die Einwanderungsdebatte ist emotional aufgeladen. Dennoch haben Empfindungen keinen Platz in den Gesprächsrunden.⁵ So kann man sich nur voneinander entfremden. Wenn Deutsche sich der Zugewanderten annehmen wollen, müssen sie sich selbst mehr ins Gespräch bringen, offen und selbstkritisch. Das ist nicht immer eine fröhliche Veranstaltung, sondern auch ein schmerzhafter Prozess. Umgekehrt kann derjenige, der dauerhaft in Deutschland leben und sich in die Gesellschaft eingliedern möchte, nicht umhin, die Geschichte der anderen in den Blick zu nehmen. Dabei kommt es auch auf Empathie



an. Es geht weniger um herkömmlichen Geschichtsunterricht, als um einen die Grenzen der eigenen Kultur überschreitenden Erfahrungsaustausch.⁶

In der Geschichtsschreibung ging es oft um die Konstruktion von nationaler Identität. Moderne Geschichtswissenschaft hat sich davon zwar entfernt, aber sie riskiert nach wie vor zu wenig die vergleichende Wahrnehmung. Wir brauchen eine vergleichende Geschichtswissenschaft – ähnlich der vergleichenden Literaturwissenschaft. Dabei können auch literarische Texte mit ihren biografischen Konnotationen eine eher emotionsleere Wahrnehmung der Vergangenheit ergänzen und neue Perspektiven eröffnen. Gerade die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, die Völkermorde, Vertreibungen und nationalistischen Exzesse teilen die Europäer miteinander, die Deutschen teilen sie auch mit den Türken.

Es gibt auch Momente der Unteilbarkeit, der absoluten Einsamkeit mit der eigenen Geschichte. Hier stößt Integration an ihre Grenzen. Es sind Grenzen, die nicht zwischen Nationen, Kulturen, Religionen verlaufen, sondern die mit der Herkunft eines Menschen, seiner Biografie, seinem Stammbaum festgelegt werden. Ihr Verlauf kann sich ändern: Großvater und Großmutter bleiben Großvater und Großmutter, doch wenn die Enkel auswandern, entsteht ein neuer Blick auf die früheren Generationen. Erfahrungen, die sich in Familiengeschichten ablagern, wer-

den mehrsprachig und vieldeutig. Das verunsichert alle, die Individuen und Einzelbiografien am liebsten zu kollektiven Identitäten bündeln möchten.

Deutsche und Türken⁷ verbindet etwas. Beide stammen aus großen Mischkulturen, die im 20. Jahrhundert gewaltsam zerschlagen wurden. Ein bitterer Erfahrungshintergrund, den man gemeinsam erörtern kann. So lassen sich Unterschiede und Ähnlichkeiten genauer benennen, jenseits der Sphäre vager Urteile und Vorurteile aufheben. An den Tischen der deutschen Integrationspolitik sollte es also nicht nur um Türken, den Islam und all das gehen, was der Durchschnittsdeutsche als fremd empfindet, sondern auch um das, was er als das Eigene wahrnimmt. Um die eigene Geschichte, den eigenen Identitätswandel. In diesem Wandel steckt nicht nur die Sehnsucht nach Anerkennung, sondern auch die Verunsicherung hinsichtlich einer Zukunft, in der nichts mehr so sein wird wie heute und hoffentlich manches anders als gestern. ■

ANMERKUNGEN:

- ¹ Müsste man nicht sagen: „wieder“
- ² Ist die tatsächlich „Aufarbeitung“? Müsste es nicht heißen: „Wiedererweckung“ oder „Aufrechnung“?
- ³ Gilt dies für alle hier genannten Sachverhalte in gleicher Weise? Oder besteht im öffentlichen Bewusstsein nicht ein Übergewicht der historischen „Leiderfahrungen“ gegenüber den Schuldverurteilungen?
- ⁴ Geht es hier nur um eine „Religionsgruppe“ oder um eine nur scheinbar religiös motivierte andere Kultur? Sind wir bereit, unterschiedliche Kulturen und kulturelle Traditionen gleichwertig nebeneinander gelten zu lassen oder verbannen wir dies in den Bereich der folkloristischen Unterhaltung?
- ⁵ Wird hier die Bedeutung und faktische Kraft von Empfindungen nicht unterschätzt?
- ⁶ Wie soll dieses „sich selbst mehr ins Gespräch bringen“ aussehen? Eigene Positionen (und doch wieder Empfindungen) ins Gespräch bringen, oder sich selbst in Frage stellen lassen? Was ist in diesem Zusammenhang ein „die Grenzen der eigenen Kultur überschreitenden Erfahrungsaustausch“?
- ⁷ Ist hier von anatolischen oder atatürkischen Türken die Rede?

Zafer Senocak, geb. 1961 in Ankara, aufgewachsen in Istanbul und München, lebt seit 1990 als freier Schriftsteller in Berlin



Ilija Trojanow saß auch in der Runde, der zwischen Kapstadt, Mekka und Bombay nur deshalb in Deutschland zwischengelandet zu sein scheint, um sich ein paar Preise abzuholen und den Kulturkampf abzublasen.

TEXT_NAVID KERMANI

BETEN heute

In der Mittagspause des Workshops über die Welt (für die der Bulgare zugewiesen war) und das Heilige (mein Bereich) checkten wir anhand einiger Stichwörter ab, daß wir die gegenwärtigen Debatten ähnlich bewerten. So primitiv ist es geworden, daß man entweder dafür oder dagegen ist, für oder gegen - ja, was eigentlich? Für oder gegen sie, wie beim Fußballturnier, so blöd. Ich bete, nicht weil, sondern obwohl ich damit eine Mitgliedschaft zu erkennen gebe. Der Austausch der Kodewörter, die den eigenen Standpunkt signalisieren - für oder gegen -, war nur Geplänkel. Nahegekommen sind wir uns erst, als ich eine Mitarbeiterin des Instituts nach einem Raum fragte, in den ich mich kurz zurückziehen könne. Wozu? fragte sie selbstverständlich. Die Antwort kostete durchaus Überwindung, obwohl ich als Sprecher des Heiligen mit Verständnis rechnen durfte für eine Eskapade wie dem Gebet. Ethnologisch mag es spannend sein, seinen Glauben als Muslim öffentlich zu praktizieren, ohne auszusehen wie auf einem Titelbild des Spiegels, ohne Löcher in den Strümpfen und schlecht sitzender Hose über dem breiten Arsch, doch interessiert mich das Thema nicht und mißtraue ich überhaupt der ethnologischen Erfahrung. Ich mache Erfahrungen, die ich verwerte, nicht Erfahrungen, um sie zu verwerten. Zudem habe ich mir nie vorgenommen, das Gebet konsequent oder für immer oder auch nur längere Zeit einzuhalten. Es bleibt eine freie Entscheidung, seine Pflicht zu tun. Aber um aufhören zu können, muß man angefangen haben.

Trojanow fragte, ob er mich begleiten könne, und gestand auf dem Weg zur Toilette, daß er sich ebenfalls ziert, unter Deutschen zu beten. Die Vorbehalte sind klar: In einem areligiösen Kontext strahlt es nun einmal etwas Dogmatisches aus, eine Strenge - das kann ich gut nachvollziehen -, die den Betrachter einengt. Gewissermaßen ist dieser durch den Anblick gezwungen mitzubeten. Deshalb warte ich mit dem Gebet nach Möglichkeit, bis ich zu Hause bin, und breite meinen Teppich nicht während des Fußballturniers aus. So wunderbar die Erfahrung ist, durch das Gebet an einer Gemeinschaft teilzuhaben, so sehr möchte man den Eindruck vermeiden, sich aus einer anderen Gemeinschaft auszuschließen, sich gegen sie zu wenden. Nicht immer vermeiden kann ich, mir einige der Gedanken zu machen, die den Betrachtern durch den Kopf gehen könnten beim Anblick

eines betenden Muslims. Man ist sich all der Vorbehalte selbst am genauesten bewußt, gerade erst die Meldung, daß in Iran wieder eine Frau gesteinigt worden ist. Was soll einer, der nicht selbst betet, schon denken beim Anblick eines Muslims, der sich vor Gott niederwirft? Selbst im Gespräch wäre es unmöglich, einem Menschen ohne religiöse Schwingung zu erklären, was es mit dem Gebet auf sich hat und aus welchen abgelegenen Quellen sich die Zugehörigkeit speist, die man dann doch speziell zum Islam hat, zu Mohammed und seinen Nachfahren, zu Abraham und seinen Nachfahren. Wo soll man anfangen, wenn der andere nichts vom Sufismus ahnt, die Namen Ibn Arabi oder Sohrawardi nie gehört hat und vom Koran nur die Zitate aus dem Fernsehen kennt? Wie verständlich machen, daß der Glaube an Gott nichts anderes ist als die Formel, an keinen anderen Gott zu glauben?

Außerdem stößt man auf praktische Schwierigkeiten, von denen keine unüberwindbar ist, die aber den Akt des Betens mit allen möglichen Nebensächlichkeiten aufblähen. Man muß zum Beispiel nach einem leeren

Raum fragen oder vollzieht am Waschbecken einer öffentlichen Toilette eine rituelle Reinigung, dieser ganze Vorgang, das Ausziehen der Schuhe, das Waschen der Füße, dann wieder in die Schuhe hineinschlüpfen, möglichst ohne mit den Füßen aufzutreten, das alles ist kurios, wenn hinter einem ein Wissenschaftlicher Mitarbeiter steht. Nicht, daß es schlimm wäre, das nicht, aber ich merke, daß ich Situationen, in denen mein Glaube zur Demonstration gerät, nach Möglichkeit vermeide, selbst wenn es, wie in diesem Fall mit dem Bulgaren, sofort eine andere, innigere Gemeinschaft herstellt, die nach dem Gebet anhält, ohne daß es angesprochen würde, vielleicht so wie Schwule, die unter Heteros ebenfalls etwas teilen, ohne deswegen ein Paar sein zu müssen, oder doch anders, weniger faßbar, so bildet sich ein Betender ein. Das gemeinsame Muslimsein ist dabei nur ein Aspekt. Mehr noch ist es der Vorgang des Betens an sich - daß man für den Lobpreis Gottes seinen Tag unterbricht, das hat innerhalb kultureller Eliten Westeuropas im Jahr 2010 etwas - nein, nicht einmal etwas Anstößiges, etwas vollständig Fremdes, das aber die Fremden untereinander, gleich welcher Religion, wiederum verbindet, wie ich ebenfalls gemerkt habe. In öffentlichen Gebäuden oder überhaupt in der Nachbarschaft bräuchte ich keine Moscheen oder Kirchen; für die paar Gläubigen reichte ein gemeinsamer Andachtsraum aus, neutral gehalten oder meinetwegen christlich. ■

Preisträger
der Buber-Rosenzweig-
Medaille 2011:

Navid
Kermani

Zu Leben und Werk



Foto: Villa Massimo

Navid Kermani, geboren 1967, ist habilitierter Orientalist und lebt als freier Schriftsteller in Köln. Nach dem Abitur in Siegen hat er Orientalistik, Philosophie und Theaterwissenschaft in Köln, Kairo und Bonn studiert. Von 1994 bis 1997 gründete und leitete er ein Sprach- und Kulturzentrum in Isfahan. Von 2000 bis 2003 war er Long Term Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Von 2005 bis 2007 arbeitete er als Regisseur und Kurator für außergewöhnliche Veranstaltungen am Schauspielhaus Köln. Das Jahr 2007 verbrachte er als Stipendiat der Villa Massimo (88kB) in Rom. Im Oktober 2009 berief ihn das Kulturwissenschaftliche Institut Essen zum Senior Fellow. Im Sommersemester 2010 hielt er die Frankfurter Poetikvorlesung (25kB). Seit fünf Jahren ist er Co-Gastgeber des Literarischen Salons in Köln und inzwischen auch in Essen. Seine Feuilletons erscheinen vor allem in der Neuen Zürcher Zeitung, seine Debattenbeiträge in der Süddeutschen Zeitung, seine Reportagen in der Zeit. Für sein akademisches und literarisches Werk ist Navid Kermani mehrfach ausgezeichnet worden, zuletzt mit dem Hessischen Kulturpreis. 2011 erhält er die Buber-Rosenzweig-Medaille. Navid Kermani ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Akademie der Wissenschaften in Hamburg. Er besitzt einen deutschen und einen iranischen Paß. Seine Sachbücher erscheinen bei C. H. Beck in München, das literarische Werk bislang bei Ammann in Zürich, künftig bei Hanser in München.

MINDEN – weltoffene

TEXT_SUSANN LEWERENZ

„Glauben Sie mir, der Gegensatz von Liebe ist nicht Hass, der Gegensatz von Hoffnung ist nicht Verzweiflung, der Gegensatz von geistiger Gesundheit und von gesundem Menschenverstand ist nicht Wahnsinn, und der Gegensatz von Erinnerung heißt nicht Vergessen, sondern es ist nichts anderes als jedes Mal die Gleichgültigkeit.“

Dieses Zitat von Ellie Wiesel (Friedensnobelpreisträger, Schriftsteller und Überlebender des Holocaust, * 1928) befindet sich auf einer Bronzetafel am Mahnmal für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Minden und Umgebung vor dem Stadttheater.

Mehr als 1200 Jahre Stadtgeschichte, Reichtum und Armut, Krieg und Frieden, Zerstörung und Wiederaufbau, Handel und Wandel prägten diese 82.000 Einwohner zählende Stadt an der Weser, die in diesem Jahr Gastgeber für die zentrale Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit ist. Vor 43 Jahren wurde hier die erste Buber-Rosenzweig-Medaille an Friedrich Heer (österreichischer Kulturhistoriker, Schriftsteller und Publizist) und Friedrich-Wilhelm Marquardt (evangelischer Theologe) verliehen. Vor 50 Jahren nahm die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ihre Arbeit auf.

Minden ist eine Stadt der Begegnung und des Dialogs. Seit jeher treffen sich hier an der Kreuzung von wichtigen Handelswegen, die heute Bundesstraßen, Bahnstrecken und Wasserwege sind, Menschen. Schon immer gab es internationale Kontakte, Einwanderer und Auswanderer. Deshalb ist das Thema der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit „Aufeinander hören - miteinander leben“ spannend und passend für Minden. Warum?

Minden ist eine weltoffene Stadt, in der Demokratie und Vielfalt unterstützt und gelebt wird. Nicht zuletzt ist - vor dem Hintergrund neuer Dimensionen des Rechtsextremismus und zunehmender rechter Aktivitäten in Ostwestfalen-Lippe - im März 2008 ein Bündnis für Vielfalt und Demokratie gegründet worden. Das Bündnis hat auch angeregt, dass Minden die Erklärung der Bundesinitiative „Orte der Vielfalt“ unterzeichnet und sich für die Auszeichnung bewirbt, was erfolgreich war.

Den Titel „Ort der Vielfalt“ führt die Stadt seit Oktober 2008 - mit Stolz. 159 Gemeinden, Städte und Kreise haben sich bislang der Initiative angeschlossen. All diese Kommunen setzen sich aktiv gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus ein. Sie bekennen sich durch Aktionen vor Ort klar zur Stärkung der Werte für ein friedliches und demokratisches Mit-

einander. „Aufeinanderhören und miteinander leben“ - eben.

Die vergangenen Aktionen des Bündnisses für Demokratie und Vielfalt hätten gezeigt, dass der versuchten Verbreitung von rechtsextremen Gedankengut in Minden erfolgreich begegnet worden ist, sagte jüngst Bürgermeister Michael Buhre bei der Vorstellung eines Aufklebers mit dem Schriftzug „Für die Würde aller Menschen - gegen Rassismus und Gewalt. Wir sind dabei!“

„Wir haben Zeichen gesetzt. Wir wollen künftig agieren und nicht reagieren“, kündigte Buhre an. Im Schwerpunkt wird es dabei nicht um „Aktionismus“ gehen, sondern um strukturierte Planung und Realisierung von Informationsveranstaltungen unterschiedlicher Art, aber auch um Denkanstöße und Hilfen für Schulen und Vereine. Zur Unterstützung wurde dafür im Herbst 2010 ein Arbeitsplatz bei der Aktionsgemeinschaft Friedenswoche e.V. eingerichtet. Von hier aus wird die Arbeit koordiniert, zu der auch die Vermittlung von Fachleuten, die Organisation und Koordination des Steuerkreises sowie des Plenums „Minden - für Demokratie und Vielfalt“ gehört.

Auf Initiative von Bürgermeister Michael Buhre ist im Herbst 2006 ein „Runder Tisch“ unter Beteiligung von Gewerkschaften, Kirchen, Politik und NGOs (Non-governmental Organizations) gebildet worden, um durch die Organisation von Gegenaktionen ein deutliches Zeichen für Demokratie und Vielfalt zu setzen. Minden war vier Mal Schauplatz von Demonstrationen rechtsextremistischer Organisationen. Auch haben in einer Gaststätte zwei Neonazi-Rockkonzerte stattgefunden. Die Gegenaktionen wurden von breiten Teilen der Mindener Bevölkerung unterstützt, die damit auch sehr deutlich machen wollte, dass Minden bunt und nicht braun ist.

Vielfalt und Integration

Im Februar 2009 ist Minden der Charta für Integration und Vielfalt in Ostwestfalen-Lippe beigetreten. Hintergrund hierfür ist der rela-

tiv hohe Anteil von Menschen mit Einwanderungsgeschichte, der bei geschätzten 20 Prozent liegt (Ausländer/innen, Eingebürgerte und Aussiedler/innen). 6,3 Prozent der Einwohnerinnen und Einwohner haben einen ausländischen Pass.

Und die Stadt tut noch mehr für Vielfalt und Integration. Im November 2008 ist ein Integrationsbeauftragter eingestellt worden, der auf mehr als zwei Jahre erfolgreiche Arbeit zurückblicken kann. So ist unter anderem ein Netzwerk Integration ins Leben gerufen worden. Auch läuft aktuell ein KOMM IN-Projekt (Kommunale Integration) mit Mitteln des Landes Nordrhein-Westfalens, in dem im ersten Teil unter anderem Interviews mit Migrantinnen und Migranten sowie mit Lokal-Politikerinnen und -Politikern geführt wurden - mit einem sehr spannenden Ergebnis: die deutsche Mehrheit sieht Integration als eine Aufgabe, in der Ziele vorgegeben und sachliche Schritte als Lösung angeboten werden. Für die Migrantinnen und Migranten ist Integration eher ein Gefühl, ein gleichberechtigter Teil der Gesellschaft zu sein, das viel mehr menschlichen Beziehungen zwischen Gruppen zu tun hat. Im zweiten Teil des Projektes wird es darum gehen, den Integrationsrat in seiner Arbeit zu unterstützen sowie Leitlinien und Handlungsstrategien im Bereich der kommunalen Arbeit zu entwickeln. Auch soll im Anschluss ein Integrationskonzept für Minden erarbeitet werden.

Minden - eine von der UNESCO ausgezeichnete Stadt der Weltdekade

Auf einen weiteren Titel ist die Stadt ebenfalls sehr stolz: Minden ist seit April 2009 eine von der UNESCO ausgezeichnete „Stadt der Weltdekade zur Bildung für nachhaltige Entwicklung 2005-2014“. Diese Auszeichnung geht auf bestehende UNESCO-Projekte und Bildungsinitiativen in der Oberen Altstadt zurück, ein buntes Viertel mit engen Gassen und Straßen, das mit mehr als 60 schulischen und außerschulischen Bildungseinrichtungen seinesgleichen sucht - und das bei nur rund 2300 Einwohnerinnen und Einwohnern!

Die Obere Altstadt, in dem der Anteil von Mitbürgerinnen und Mitbürgern mit Einwanderungsgeschichte hoch ist, es aber dennoch keine sozialen Konflikte gibt, ist ein ganz besonderer Lernort im Sinne der „Bildung für eine nachhaltige Entwicklung“ (BNE). Es gibt

Stadt mit vielfältigen Projekten

in der Bundesrepublik Deutschland kaum Viertel, in denen auf kleinem Raum soviel Potenzial für Bürgerengagement und Eine-Welt-Arbeit versammelt ist.

Ausgangspunkt des städtischen Engagements für BNE ist die erfolgreiche bürgerschaftliche Arbeit in der oberen Altstadt. Hier gibt es seit den 1970er Jahren außerschulische Initiativen zur Unterstützung interkultureller Erziehung und Bildung in den städtischen Einrichtungen, Bürgerinitiativen zur Verbesserung der Wohnqualität und Verkehrsberuhigung sowie Projekte zur Unterstützung des fairen Handels.

Auch die Aktionsgemeinschaft Friedenswoche e.V. (Friwo) hat hier ihren Ursprung und ihren Sitz. Der Verein darf für sich in Anspruch nehmen, die erste Friedenswoche in der Bundesrepublik Deutschland nach dem Vorbild der holländischen „Vredesweek“ organisiert zu haben - das war im Jahr 1972.

Zurück zur „Stadt der UN-Weltdekade“: Einstimmig hat der Rat der Stadt im Dezember 2008 beschlossen, sich um die Auszeichnung zu bewerben. Die Grundlage für die Bewerbung Mindens wurde bereits im Jahr 2007 gelegt: In diesem Jahr hatte sich das Info-Zentrum Dritte Welt an die Stadt gewandt, um die Verwirklichung der UN-Millenniumsziele in Minden anzuregen. Ein Ergebnis war der Vorschlag der Friwo für eine Bewerbung Mindens als „Stadt der Dekade der Vereinten Nationen zur Bildung für nachhaltige Entwicklung“.

In der Oberen Altstadt Minden waren zu diesem Zeitpunkt bereits fünf Initiativen ansässig, die als „Offizielles Projekt der Dekade der Vereinten Nationen zur Bildung für nachhaltige Entwicklung 2005-2014“ ausgezeichnet wurden:

1 die Internationalen Projektstage der deutschen UNESCO-Projektschulen, die in Minden und Bielefeld 1996 unter dem Motto „10 Jahre nach Tschernobyl!“ ihren Anfang nahmen und seitdem alle zwei Jahre laufen.

2 das Kunst- und Bauprojekt „Eine-Welt-Dorf“ auf dem Schulhof der Eine-Welt-Schule (ehemalige Königschule).

3 das Netzwerk BOA - Bildung für nachhaltige Entwicklung in der Oberen Altstadt, in dem zahlreiche Bildungseinrichtungen und außerschulische Organisationen eng zusammenarbeiten.

4 die NRW-Schulkampagne „Agenda 21 in der Schule“, an der sich neben der Eine-Welt-Schule die Kurt-Tucholsky-Gesamtschule, das Ratsgymnasium und das Leo-Symphery-Berufskolleg beteiligen und

5 die FernUni mit ihrem interdisziplinären Studium Umweltwissenschaften „Infernum“.

Auf zwei dieser Projekte soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Das Eine-Welt-Dorf

Das Eine-Welt-Dorf ist ein interkulturelles Bau-, Kunst- und Lernprojekt, das in gemeinschaftlicher Arbeit unter multikultureller Mithilfe entstanden und gewachsen ist. Mehr als 800 Schülerinnen und Schüler sowie 100 Erwachsene haben sich seit 2002 am Bau des Eine-Welt-Dorfes beteiligt, das mittlerweile aus sieben kleinen Lehmhäusern nach europäischem, afrikanischen, indischen und

südamerikanischen Vorbild (je 6 Quadratmeter) sowie einem weißrussischen Holzhaus (ca. 30 Quadratmeter) besteht, das nach Mindens weißrussischer Partnerstadt Grodno benannt ist. Diese Häuser stehen stellvertretend für Partnerschaftsprojekte, in denen mit Unterstützung von Mindener Schulen in Tansania, Peru, Weißrussland und Sibirien Zisternen, Brunnen und auch soziale Einrichtungen gebaut wurden. Das Grodno-Haus soll Schulklassen und Gruppen als Unterrichtsstelle und Begegnungsstätte dienen. Auch gibt es einen Lehmbackofen, einen Wasserspielplatz mit einem Teich und eine Arche als Nisthilfe für Insekten und Kleintiere. Kürzlich wurde auch eine Photovoltaik-Anlage im Rahmen eines Berufsschulprojektes angebracht, die es ermög-



licht, mit dem gewonnenen Strom Kaffee oder Tee im Grodno-Haus zu kochen und auch die Pumpen der Wasseranlage anzutreiben.

Angesiedelt auf dem Gelände der Grundschule „Eine-Welt-Schule“ veranschaulicht das Eine-Welt-Dorf das soziale, ökonomische und ökologische Gefüge nachhaltiger Entwicklung. „Es weckt mehr Verständnis für andere Kulturen, unterstützt konkrete Entwicklungsprojekte und sensibilisiert für einen sorgsam Umgang mit der Natur“, fasst Falk Bloech vom Vorstand der Aktionsgemeinschaft Friedenswoche zusammen. Als besonderer Lernort ist das Dorf ständig präsent und lädt auch andere Schulen dazu ein, sich kontinuierlich mit der Bildung für nachhaltige Entwicklung zu beschäftigen.

Auf vier Ebenen werden im Eine-Welt-Dorf Lernprozesse ermöglicht:

1 **Interkulturell:** Es dient als besonderer Lernort, der die Sinne für die Vielfalt und den Reichtum der Kulturen öffnet.

2 **Sozial:** Junge Menschen beteiligen sich an der Gestaltung eines öffentlichen Raumes, der Verständnis und Akzeptanz gegenüber „Andersartigkeit“ fördert. Darüber hinaus wird Solidarität mit konkreten Projekten in Ländern des Südens und des Ostens ermöglicht.

3 **Ökologisch:** Der behutsame Umgang mit der Natur (Wasser, Nisthilfen, Schulgarten und Solarenergie) lädt die Kinder und Jugendlichen zu einem nachhaltigen Lebensstil ein.

4 **Künstlerisch:** Das Eine-Welt-Dorf ist ein ganzheitlicher Lernort, der sinnliche Wahrnehmung, kreatives Gestalten und praktisches Handeln verbindet.

Seit Herbst 2005 werden verstärkt Projektwochen angeboten, die Titel tragen wie „Solidarität mit Kindern von Tschernobyl“, „Weltfrühstück“ oder „Lebenswelten entdecken“. Im Sommer 2010 hat die Lebenshilfe mit behinderten Kindern Ferienspiele im Eine-Welt-Dorf veranstaltet.

Ganz aktuell wird der Lernort im Rahmen des Projektes „Klimawandel und Energie - eine besondere Herausforderung!“ genutzt. Hier vermitteln Mitglieder der Friwo und Mitarbeiterinnen der Verbraucherzentrale neun Klassen der Kurt-Tucholsky-Gesamtschule einen ersten spielerischen Einstieg in das Thema „Klimawandel“. Das Projekt wird begleitet vom Leo-Symphoniker-Berufskolleg - Fachbereich Elektrotechnik - und schlägt auch eine Brücke zu heimischen Unternehmen, die im Bereich der erneuerbaren Energien und der Energieeffizienz tätig sind.

„Aufeinander hören - miteinander leben“ - das wurde im Herbst 2010 beim ersten „Tag der Religionen“ im Eine-Welt-Dorf erfolgreich praktiziert. Menschen aus vielen Nationen trafen sich, redeten miteinander, aßen gemeinsam und arbeiteten in Workshops zu den Themen „Feste und Riten“, „Meditation“ sowie „Christlich-buddhistische Begegnung und Weltverantwortung der Religionen“ zusammen.

Gefördert wurde das Eine-Welt-Dorf unter anderem von der „Aktion Mensch“ und der NRW-Stiftung für Umwelt und Entwicklung. Vom Städtenetzwerk ist das Dorf 2005 im Rahmen des Robert-Juncck-Preises als „Zukunftprojekt NRW“ ausgezeichnet worden. Das Eine-Welt-Dorf wurde bereits zwei Mal als offizielles UN-Dekade-Projekt anerkannt.

Das Netzwerk BOA

„Angesteckt“ durch das Eine-Welt-Dorf entwickelt sich in der Oberen Altstadt dank des Netzwerkes BOA (Bildung für nachhaltige Entwicklung in der Oberen Altstadt) eine Kultur der Kommunikation und Kooperation zwischen schulischen und außerschulischen Einrichtungen unter der Leitidee der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Ziel des städtischen Engagements für BNE ist es, diese Prozesse zu unterstützen und zu verstärken.

Die Gründung von BOA erfolgte im Jahr 2006. Inzwischen gehören mehr als 20 Einrichtungen dem Netzwerk an. Zuletzt haben sich der Club 74 (Förderkreis für psychisch Erkrankte und Behinderte im Kreis Mindener-Lübbecke), eine Hip-Hop-Gruppe und die Lebenshilfe Minden e.V. angeschlossen. Neben der Förderung von Kooperation und Kommunikation setzt sich das Netzwerk für die Verbesserung der Lebensqualität im Quartier ein.

„BOA ist hervorragend geeignet, für das bürgerschaftliche Engagement einen weiten Horizont zu eröffnen und zugleich den Nahbereich, die Solidarität mit den Schwächeren und die ökologische Gestaltung des Stadtviertels einzubeziehen“, fasst Mitinitiator Falk Bloech zusammen.

2007 hat BOA das erste Altstadtfest unter dem Motto „Mit allen, für alle“ organisiert. Mehr als 3000 Besucherinnen und Besucher wurden gezählt. Anknüpfend an den Erfolg wurde im Sommer 2009 ein zweites Altstadtfest auf die Beine gestellt - wiederum mit vielen Beteiligten und sehr großer Resonanz (5000 Besucherinnen und Besucher). Das Besondere: Auch Erwerbslose und Migrantinnen/Migranten wurden erfolgreich in die Vorbereitungen und in Aktionen einbezogen. Auch für 2011 ist ein Altstadtfest geplant (Termin: 2. Juli).

Große Resonanz verbuchte 2010 das 4. Politische Nachtgebet unter dem Titel „Wir in Bärenkämpfen - ein Stück Heimat“. Bären-

kämpfen ist ein Mindener Stadtbezirk, in dem überdurchschnittlich viele Menschen mit Einwanderungsgeschichte und Menschen, die von sozialen Leistungen abhängig sind, leben. Die politischen Nachtgebete beziehen sich auf Lebenssituationen von Kindern, Jugendlichen, Erwerbslosen sowie bedürftige und ältere Menschen (Stichwort: Solidarität mit Schwächeren). Hier kommen Betroffene zur Wort. Initiativgruppen soll damit der Rücken gestärkt werden.

Es ist geplant, dass das 5. Politische Nachtgebet, das vom Ökumene-Ausschuss des Kirchenkreises und von der Friwo initiiert wurde, 2011 im Stadtbezirk Rodenbeck stattfindet. „Die politischen Nachtgebete bieten eine gute Gelegenheit, die Multiplikatoren eines Stadtviertels an einen Tisch zu holen, gemeinsame Vorhaben zu planen und sie zum Mitgestalten ihres Quartiers anzuregen“, so Falk Bloech. Als Konzept steht „Integration durch Teilhabe“ darüber.

BNE - Wie geht es weiter?

Die Qualität und die Chancen der Entwicklung in der Oberen Altstadt haben Modellcharakter für die Umsetzung von Bildung für nachhaltige Entwicklung.

Eingerichtet wurde inzwischen auch ein vom Infozentrum 3. Welt und der Aktionsgemeinschaft Friedenswoche angeregter städtischer Beirat „Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) und kommunale Entwicklungszusammenarbeit“. Dieser hat unter anderem die Aufgabe einen Jahresplan für BNE und kommunale Entwicklungsarbeit zu erarbeiten, Transfers von BNE zu fördern und erfolgreiche Beispiele und Projekte aus der Oberen Altstadt auch in die anderen Stadtbezirke zu bringen.

Bislang wurden nur elf deutsche Städte als Kommune der UN-Dekade ausgezeichnet. Minden trägt nicht nur den Titel, sondern arbeitet aktiv daran, diesen für weitere zwei Jahre führen zu dürfen.

Minden will mit seinen Projekten dazu beitragen, die Prinzipien nachhaltiger Entwicklung im Bildungssystem zu verankern und Menschen dazu befähigen, globale Probleme vorzusehen, sich ihnen zu stellen und sie zu lösen.

Große Ziele, die realisierbar sind, wenn viele mitmachen, wenn Dialog stattfindet und wenn wir weiter aufeinander hören und friedlich miteinander leben. ■



Susann Lewerenz, Jahrgang 1966, Studium der Kulturwissenschaften, Anglistik und Amerikanistik an der Universität Bremen, anschließend Ausbildung zur Redakteurin bei einer regionalen Tageszeitung, seit 2000 Pressesprecherin der Stadt Minden.

BRD - GELOBTES LAND 20 Jahre danach

TEXT_DALIA WISSGOTT-MONETA

Die erste Familie kann sich noch an den Tag ihrer Einreise erinnern. Es war der 14. September 1989. Sieben Personen aus Odessa: Zwei Schwestern mit ihrem alten Vater, ihren Ehemännern und ihren halbwüchsigen Kindern.

Das eine Paar hatte einen Sohn, das andere eine Tochter. Sie waren mit Hilfe der jüdischen Organisation HIAS' über Wien nach Frankfurt am Main gekommen. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main Ignatz Bubis e. A. hat sie empfangen und sich persönlich um alles gekümmert: um Wohnung, Anerkennung ihrer Diplome, um Arbeit und Schule für die Kinder, um ihr leibliches und seelisches Wohl. Auch alle, die danach kamen, erinnern sich noch an den Tage ihrer Ankunft in Deutschland wie an einen Geburtstag. Alle Juden, die aus der damaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen, um hier zu leben.

Am Anfang war es wie ein Wind, der leise anfing und dann stärker und stärker wurde, als wäre eine Türe aufgegangen und all diese Menschen würden hineingeweht: Frauen, Männer, Kinder, Familien. Da waren sie nun, müde und zerknittert von der langen Reise, saßen und standen in unserem kleinen Vorraum, in der Sozialabteilung der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main und drängten in unsere winzigen Büros. Was hatte sie hierher gebracht, nach Deutschland, dem Land, das im Europa der 1980er Jahre als das sicherste und wohlhabendste weit und breit galt? Und das für die Juden, die hier schon länger lebten, nicht recht zur Heimat werden konnte?

Wir Juden in Frankfurt hatten gerade erst begonnen, es uns einzugestehen: Wir lebten tatsächlich in Deutschland; mit dieser Geschichte, mit der Schoah, mit den Albträumen und den Erinnerungen unserer Eltern von Flucht, Emigration, Versteck, Lager, Vernichtung. Kaum einer hatte Großeltern. Wenn es Verwandte gab, dann waren sie irgendwo in der Welt und konnten nicht verstehen, dass wir hier leben: in Deutschland.

Und dann kamen jetzt die da: Mit ihren großen Familien schienen sie uns fast unbeschädigt, so offen und neugierig wie sie gegenüber diesem Deutschland waren, das uns mit seiner neuen Größe und seinem wachsenden Selbstbewusstsein wieder ängstigte. Was haben sie erträumt, diese Juden aus dem Sowjetreich, bevor sie sich hierher aufmachten in ein Land, das sie nur aus Büchern und Filmen kannten? So bleich und übernachtigt sie aus Zügen, Bussen und ihren Ladas entstiegen waren, so hoffnungsvoll glänzten ihre Augen: Ganz offensichtlich hatten sie das Regime gründlich satt, aus dem sie kamen.

Ganz offensichtlich erträumten sie hier etwas Neues, ganz Anderes, vielleicht etwas Wunderbares. Wie mutig sie waren! Hierher zu kommen, ohne zu wissen, was sie erwartete.

Denn die erste Migrationswelle ab 1989 kam ohne jegliche Sicherheit, bleiben zu können. Man war Gerüchten gefolgt, hatte sich aufgemacht in den Westen, nach Deutschland, in dem damals nur einige Bundesländer Juden aus der Sowjetunion aufnahmen. Im so genannten unregelmäßigen Verfahren. Juden, die unsere neuen Mitglieder wurden. Die uns brauchten, als Anker, als Wegweiser, als Lotsen. Was wussten wir von ihnen? Diese für uns so exotischen Sowjetbürger, waren sie überhaupt Juden? Was bedeutete es für sie, das Judesein? Wovon träumten sie?

In der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main bin ich die Leiterin der Sozialabteilung.

Für Träume bin ich eigentlich nicht zuständig. Ich habe konkrete Dinge zu tun, dazu gehört es unter anderem, mir Papiere zeigen zu lassen: Pässe, Geburtsurkunden, Militärpässe, Innenpässe - zum Beispiel, um festzustellen, ob Herr Chechter, Frau Gerzlikh oder Herr Eizenbaum wirklich Juden sind. Bei Durchsicht ihrer Papiere wurden Orte lebendig - und menschliche Schicksale. Gomel, wo Ehrenburgs „Lasik Rojtschwanz“ her kam, wie auch Schaindl Mandelboim, die nun vor mir stand. Herr Marat Buberger war in Berditschew gebo-





ren, einer Stadt, die in der jüdischen Welt durch ihren Zadik² berühmt geworden war. Die Schwester des Herrn Buberman lebte in Isaak Babel Odessa und sollte in den nächsten Tagen in Frankfurt eintreffen mit ihrem Mann und den Kindern, einem Jungen und einem Mädchen. Nun standen sie hier, in Frankfurt am Main, in unseren Büros. Was wollten sie? Zunächst einmal brauchten sie Geld zum Lebensunterhalt, damals hieß das: Sozialhilfe. Und ein Dach über dem Kopf. Weil Wohnraum knapp und teuer war, musste eine Übernachtung her. Das war in diesen Jahren meist ein Hotelzimmer im Bahnhofsviertel, neben Puffs und Fixerräumen. So etwas hatten die jüdischen Migranten der ersten Jahre noch nie in ihrem Leben gesehen. Dort wollten sie raus, und zwar so schnell wie möglich. Wir waren ihre jüdische Sozialabteilung. Zuständig für ihr Leben. Sie wichen nicht von unseren Schreibtischen, sie gaben keine Ruhe, auch nach der Arbeit nicht, wo auch immer sie auf uns trafen: auf der Straße, in der Stadt, beim Einkaufen. Bis in meine Träume hörte ich: „Frau Manjetta, nur eine Frrrage!“ Sie wollten eine Wohnung, sie wollten Deutschkurse, Eingliederungskurse des Arbeitsamtes, Plätze in unserem Kindergarten und in unserer Schule. Sie wollten ein normales Leben und für ihre Kinder nur das Beste: Ballett- und Klavierunterricht, Schach und selbstverständlich russische Literatur. Und für sich selbst eine gute Arbeit, wie früher. Als Agrarökonom, als Schiffsbauingenieurin, als Feldscher (das ist ein bei uns unbe-

kannter Beruf zwischen Arzt und Krankenpfleger), als Politökonom oder Elektroniker, als Medizinerin, als Geiger, als Pianistin oder Journalist.

Doch vor jedem Erfolg steht bekanntlich die Bürokratie und verhindert ihn. Diese Juden mit ihren guten Ausbildungen und ihrem selbstbewussten, bürgerlichen Auftreten waren bei Ämtern und Behörden suspekt; sie galten als fordernd und anspruchsvoll. Was wollen die denn hier? Warum kriegen Juden hier Privilegien? Wie wir wissen, ist das enorme Potenzial dieser gut ausgebildeten und hoch motivierten Gruppe von Einwanderern in der Bundesrepublik nie genutzt worden. Ihre Fähigkeiten sind im Sumpf der Bürokratie, in den Arbeitsämtern versackt. Dennoch: In Frankfurt am Main hatten wir Glück. Unsere Gemeinde hat dank einiger menschlich denkender und kluger Mitarbeiter der städtischen Verwaltung aus der obersten, den mittleren und unteren Etagen hervorragende moralische und praktische Unterstützung erhalten, auch gegen Vorurteile, Dummheit und Ignoranz.

Und wie war das bei uns, in unserer Gemeinde? Haben wir geholfen? Haben wir die Potenziale unserer neuen Mitglieder genutzt? Ja, das haben wir! Die Jüdische Gemeinde hat Sozialwohnungen gebaut und dafür gesorgt, dass, entgegen den Empfehlungen des Wohnungsamtes, „Ghettobildungen (!) vor-

zubeugen“, unsere neuen Mitglieder aus der ehemaligen UdSSR dort Wohnungen beziehen konnten. Viele von ihnen sind in der Jüdischen Gemeinde unsere Kolleginnen und Kollegen geworden: in der Sozialabteilung und im Seniorenclub, im Jüdischen Altenzentrum, im Rabbinat und in der Synagoge, in der Verwaltung, im Kindergarten sowie in der Schule, im Hort und in der Krabbelstube. Die Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main hat erheblich zur Integration ihrer neuen Mitglieder beigetragen.

Doch auch in unserer Gemeinde gab und gibt es Vorurteile. Unsere neuen Mitglieder schienen vielen anfangs nicht jüdisch genug. Sie wussten kaum etwas über jüdische Religion und Geschichte. Sie gratulierten herzlich zu Ostern, zum 1. Mai und dem Internationalen Tag der Frau. Es dauerte einige Zeit, bis sich die Gewohnheiten änderten. „Frau Manjetta, ich gratuliere Ihnen zu Pessach.“

Unsere sowjetischen Brüder und Schwestern feiern alljährlich den 9. Mai 1945, den „Tag des Sieges über den Faschismus“. Die Älteren unter ihnen, die uns befreit haben, feiern diesen Tag in ihren Uniformen und mit all ihren Orden. Der andere für uns bedeutsame Jahrestag, der 9. November 1938, kommt in ihren Erinnerungsritualen nicht vor: In der Sowjetunion des Jahres 1938, als Stalin während der großen Säuberung täglich Tausende ermorden ließ, hatte man andere Sorgen.

Der „Tag der Befreiung“, an den hier am 8. Mai erinnert wird, war für die Überlebenden nicht nur Anlass zur Freude. Sie begannen nach ihren Familien zu suchen und mussten oft feststellen, dass niemand mehr da war, dass alles vernichtet war: die Familie, die Freunde, alles Vertraute. Wer konnte, verließ das Land. Wer hiergeblieben war oder hierher zurückkam, fragte sich immer wieder: „Warum?“ Wissen sie, wissen wir, die so genannten „Alteingesessenen“ denn, ob unsere Brüder und Schwestern aus der früheren Sowjetunion sich das nicht auch fragen? Auch sie waren Opfer der Schoah, sind Kinder und Enkel von Opfern. Und sie sind unsere Befreier. Werden der 9. November und der 9. Mai, werden die mit diesen Daten verbundenen Erinnerungskulturen zusammenkommen?

In Frankfurt am Main ist die Jüdische Gemeinde durch die Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR von 4.842 im Jahr 1989 auf 6.870 Mitglieder im Jahr 2008 (Stand jeweils 31. Dezember) angewachsen. Mehr als 5.000 jüdische Migranten und ihre Familienangehörigen sind durch unsere Sozialabteilung als Neuankömmling betreut worden. Haben sich unsere neuen Mitglieder in Deutschland eingelebt, vielleicht besser als die Migranten, Remigranten und ihre Kinder von damals?

Wie fühlen sich die Älteren und Alten? Viele von ihnen wohnen in den Stadtteilen und Häusern, in denen auch Angehörige, Freunde und Nachbarn aus ihrer früheren Heimat leben. Das und ihr russisches Fernsehprogramm sind hilfreich, um nicht zu vereinsamen. Solange die Älteren mobil sind, zeigen sie sich erstaunlich aktiv. Man sieht sie bei Veranstaltungen der Gemeinde und bei städtischen Kulturereignissen. Sie engagieren sich ehrenamtlich in der Gemeinde, sind interessiert und bildungshungrig. Glücklicherweise kommen sie aus einer Kultur, in der man gelernt hat, die freie Zeit befriedigend zu nutzen.

Wie geht es den Jüngeren? Die überwiegende Mehrheit aus der Altersgruppe der Erwerbstätigen hat Arbeit gefunden, wenn auch nur selten in den Berufen, die sie aus ihrer früheren Heimat erlernt und ausgeübt haben. Die Babys der ersten Migranten machen jetzt Abitur, eine Ausbildung oder studieren. Viele Kinder und Enkel der Migranten sind schon gebürtige Frankfurter: Die Jugendlichen unter unseren Zuwanderern haben weitgehend damit aufgehört, ihre Eltern durch Piercing von Bauchnabel oder Lippen und exzessive Discobesuche zu schockieren. Solange ihre Kinder in der Schule gut mitkommen, sind heute auch sowjetisch sozialisierte Eltern kompromissbereit. Die Generation der Schulabgänger und Studierenden ist heute ohnehin eher angepasst. Die jungen Leute möchten Berufe ausüben, in denen das

Gehalt stimmt und mit denen sie ihren Familien etwas bieten können.

Wie fühlen sie sich als Juden im heutigen Deutschland? Wie wir alle, denke ich. Sie werden, wie wir auch, wenn sie sich als Juden outen, auf den Gaza-Krieg angesprochen. Oder jemand fordert sie auf, etwas „auf Jüdisch“ zu sagen. Alte Herren dieses Landes haben ihnen sicher schon von ihren furchtbaren Erlebnissen als deutsche Kriegsgefangene in Russland berichtet. Oder alte Damen von den Untaten der Russen in Berlin oder den schlimmen Bombennächten. Da werden selbst die schönsten Geranien an sauberen deutschen Fenstern blass.

Die äußerst restriktive Neuregelung des Aufnahmeverfahrens für jüdische Zuwanderer von 2005, die auch die jüdische Zuwanderung praktisch stoppte, hat uns wieder auf den Boden der Tatsachen gebracht: Deutschland soll kein Einwanderungsland sein. Die Verantwortung für die deutsche Geschichte, die eine Voraussetzung für die Zuwanderung von Juden in die Bundesrepublik war, nimmt ihr Ende. Voraussetzung für die Zuwanderung von Juden nach Deutschland ist seit 2005, „dauerhaft für ihren Lebensunterhalt in Deutschland sorgen zu können. Dazu benötigen die Antragsteller eine positive Sozialprognose“.

Wie viel Angst müssen unsere neuen Mitglieder durchmachen, die ihre alleinerziehende Schwester, ihre psychisch kranke Tante, ihren krebskranken Vater nachkommen lassen möchten, um ihnen zu helfen. Wie viel Ignoranz steckt hinter solchen Beschlüssen von Innenministern, die glauben, dies sei IHR Land, ein Gemeinwesen von Homogenen, die niemals in die Fremde mussten?

Ist Deutschland unseren neuen Mitgliedern dennoch ein Stück Heimat geworden? Vielleicht. Fast alle werden Deutsche, sobald sie es nach den gesetzlichen Voraussetzungen können. Wie ist es heute? Unsere Gemeinde hat enorm von der Zuwanderung profitiert. Zuweilen gibt es noch Fremdheit und Distanz, aber auch viel Nähe und Gemeinsames. Die Migration ist schon keine mehr. Sie ist erwachsen geworden in den 20 Jahren seit ihrem Beginn.

Und wo bleibt hier die Jüdischkeit? Geduld. Herr P., der mir einst zu Ostern gratulierte und mir hölzerne, bunt lackierte mit Ikonen

bemalte Eier schenkte, ist jetzt Hausmeister in einer kleinen jüdischen Gemeinde in Hessen. Seine Tochter hat gerade einen sehr religiösen Mann geheiratet. Die Hochzeit war ein herrliches Fest. Getanzt wurde bis zum Morgengrauen. Die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite des Vorhangs. Da ich nicht zur Hochzeit kommen konnte, tat mir Herr P. einen sehr lieben Gefallen. Er rief mich an, um mir von der Chassene zu erzählen, und erinnerte mich an unseren ersten gemeinsamen Seder: Im ersten Jahr der großen Zuwanderung 1990 hatten wir alle unsere neuen Mitglieder zur großen Sederfeier der Gemeinde eingeladen. Etwa 500 Menschen kamen, davon 400 aus der damals noch existierenden Sowjetunion. Kaum einer von ihnen wusste etwas über Pessach oder hatte eine Ahnung davon, was da vor sich ging. Die Mazza war gegessen, bevor der erste Segen gesprochen war, und der Seder-Teller hielt auch nicht lange. Ich fühlte mich verantwortlich und bekam böse Blicke und lautes Murren von den Alteingesessenen: Was ist denn mit denen da los? Können die sich nicht benehmen? Herr P. erinnerte mich nach all diesen Jahren daran, wie schön es für ihn und all die anderen war, ihren ersten Seder gemeinsam mit uns in der Jüdischen Gemeinde zu feiern. Und wie sehr er, der erklärte Atheist, sich nach Mazza und gefiltem Fisch gesehnt hatte, die er nur aus seiner Kindheit kannte, als seine Großmutter noch lebte. So ging es vielen. Nichts war verloren gegangen.

Am 9. Mai 2005 feierten die Zuwanderer den 60. Jahrestag der Befreiung im Festsaal unserer Gemeinde. Der Älteste der Veteranen war damals 96 Jahre alt. Die Orden blinkten und blitzten ordentlich aufgereiht an Frauen- und Männerbrust. Die Veteraninnen und Veteranen wurden offiziell von unserem Vorstand geehrt. Beni Bloch dankte ihnen in bewegten Worten für unsere Errettung und Befreiung.

Am 9. November desselben Jahres berichteten die Kinder und Enkel der Schoah-Opfer über ihre Eltern und Großeltern. Gemeinsam. Über Auschwitz und über Babij Jar, über Riga und über Treblinka, über die Ghettos, die Deportationen, die Lager und die Erschießungen.

Am Yom Hazmaut 2008 waren alle da: die alteingesessenen und die neuen Mitglieder, die schon keine Neuen mehr sind, jung und alt. Sie haben sich gemeinsam über den 60. Geburtstag Israels gefreut. Alle haben abends auf dem Ball gefeiert und getanzt bis zum Morgengrauen. ■



Wissgot Moneta, geb. 1950 in Köln. Meine Eltern haben den Holocaust in Israel überlebt und kamen 1947 nach Deutschland zurück. Ich wuchs in Köln, Paris und Frankfurt am Main auf. studierte Diplom-Pädagogik und leite seit 1990 die Sozialabteilung der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main.

Das „FÜREINANDER“

Die Debatte um Integration ist allgegenwärtig. Sie ist wichtig und wird hoffentlich mit der Zeit zu mehr Verständnis und Harmonie innerhalb unserer Gesellschaft beitragen. Auch die jüdische Gemeinschaft in Deutschland ist eine Migrantengemeinschaft.

TEXT GRIGORI LAGODINSKY

Ich selbst bin ein Bürger mit Migrationshintergrund. Unsere Familie lebt schon seit fast 17 Jahren in Deutschland und hat ihren Integrationsprozess hoffentlich schon hinter sich. Waren wir bis zur Einbürgerung noch sogenannte Kontingentflüchtlinge, so sind wir heute Deutsche - Deutsche Juden, Jüdische Deutsche. Dennoch ist diese Bezeichnung vor allem im Hinblick auf die Debatten innerhalb der Jüdischen Gemeinden nur schwer vermittelbar. Wir, Mitglieder der Jüdischen Gemeinden, teilen uns selbst gerne in verschiedenen Gruppen auf. Es mag typisch für uns Juden sein, dass wir schon alleine aufgrund unserer angeblichen Diskussionsfreudigkeit uns gerne in Parteien, Listen, Meinungslager aufteilen. Aber es ist ein absolutes Faktum, dass die Zusammensetzung unserer Gemeinden nun mal alles andere als homogen ist.

Durch die Zuwanderung der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion haben die jüdischen Gemeinden zuallererst einen lebenserhaltenden Mitgliederstamm erhalten. Ohne Zweifel sähe das jüdische Leben heute in Deutschland ohne die Zuwanderung anders aus - wenn es heute überhaupt noch was gäbe, was die Bezeichnung „Jüdisches Leben“ verdient hätte. Die über 80% der zugewanderten Gemeindemitglieder sind vielleicht nicht alle sichtbar und nicht alle aktiv. Dennoch sind sie da. Die meisten kümmern sich jedoch aufgrund ihrer erst einige Jahre andauernden Anwesenheit in diesem Land um andere, gewichtigere Dinge. Sie gehen mit gutem Beispiel voran, indem sie sich bemühen, sich in die hiesige Gesellschaft zu integrieren. Sie tun dies, indem sie Sprachkurse besuchen, sich weiterbilden. Viele streben gar eine neue Ausbildung an, weil ihre eigene aus oftmals unerklärlichen Gründen partout nicht anerkannt wird. Im Vordergrund steht aber für die meisten Familien die Ausbildung ihrer Kinder. Und sie haben Erfolg: fast alle Kinder und Jugendliche gehen studieren, haben Ausbildungsplätze.

In den Gemeinden sieht man die Mitglieder im mittleren Alter und vor allem die Jugendlichen bis auf einige Feiern und Feste deshalb eher selten. Die Älteren dagegen sind gerne und zahlreich dort vertreten. Die jüdischen Gemeinden bieten den Älteren unter uns das heimische Gefühl, das sie in der deutschen Gesellschaft wohl

nicht mehr finden werden. Sie fühlen sich wohl, weil sie dort russisch sprechen können, weil sie ihre ihnen aus der Sowjetunion bekannten Feste feiern dürfen, weil sie sich dort nicht fremd vorkommen. Weil sie dort nicht mehr Sozialhilfeempfänger sein müssen, sondern einfach mal wieder die Lehrerin für Russische Literatur, der Ingenieur, der Kinderarzt und vieles andere, was sie mal waren, hier aber nie wieder sein werden. Es ist eine schmerzhaft Einsicht, dass diese Generation die Auswanderung wohl nie als die erhoffte Erleichterung erkennen wird. Unsere Großeltern sind nicht wirklich mitgekommen, sie wurden vielmehr mitgeschleppt. Die Arbeit mit Älteren macht heutzutage in den meisten Gemeinden einen großen Teil der Aktivitäten aus. Doch hier liegt auch der bedenkliche Scheideweg für die Zukunft un-

serer Gemeinden. Die Älteren werden nicht ewig bei uns bleiben. Ein großer Teil der jüdischen Gemeinden wird also in den nächsten Jahren von uns gehen. Doch was bedeutet das für die jüdische Gemeinschaft als solche? Es gibt zwar viele Reden und Beiträge, die immer wieder beteuern, dass die Zukunft der Gemeinden die Kinder und die Jugend sind. Dem ist nicht zu widersprechen. Nur ist die Jugend eben naturgemäß die Zukunft aller - überall, nicht nur in den jüdischen Gemeinden. Und immer wieder stehen Generationen vor dem vermeintlichen Problem, wie sie die Nachwachsenden erziehen sollten, damit das Erbe des schon Erreichten erhalten bleibt. Doch innerhalb der jüdischen Gemeinden scheint man sich die vordergründige Frage erst gar nicht zu stellen: was genau ist das Erbe der jüdischen Gemeinden in Deutschland? Die Jahrzehnte des Wiederaufbaus der jüdischen Gemeinde im Nachkriegsdeutschland wurden geprägt durch die wenigen Holocaust-Überlebenden und Nachkommen der sog. Displaced Persons. Sie brachten oftmals eine orthodoxe jüdische Sichtweise mit, die sie in den kleinen und oftmals nur provisorischen Gemeindebauten praktizierten. Das



WIEDERENTDECKEN

Leben in einer jüdischen Gemeinde in der Zeitrechnung „vor der Zuwanderung“ war familiär geprägt. Einen Satz hört man oft, der diese Zeit gut beschreibt: „Man kannte sich untereinander“. Diese fast schon intime Atmosphäre wurde durch die massive Zuwanderung erschüttert. Das Erbe der kleinen, orthodoxen, familiären Gemeinden schien gefährdet zu werden. Statt jedoch auf die Weiterentwicklung dieses Erbes zu setzen, sind bis heute einige Gemeinden von einem Konservatismus dieses Erbes seitens der Alteingesessenen geprägt. Das Problem ist also nicht die fehlende Jugend der jüdischen Gemeinden, sondern das Fehlen eines neuen Gemeindekonzepts, das das familiäre überwunden und ein neues integratives Modell für alle gefunden hat. Die jüdische Jugend ist da. Sie kann nur mit den vorhandenen Strukturen wenig anfangen. Zugegeben, der Kontakt zur Jugend ist heutzutage auch in vielen anderen Bereichen eher schwierig. Doch die jüdischen Gemeinden haben durch ihre gut ausgebildeten Mitglieder ein gewaltiges Potential in petto, das bis heute unausgenutzt blieb.

Es gibt einige Ansätze, die zwar nicht revolutionieren, aber die Entwicklung unserer Gemeinschaft vorantreiben könnten. So muss man diejenigen in das Gemeindeleben einbinden, die aus religiöser und bis heute dementsprechend auch aus struktureller Sicht keine Gemeindeglieder sind. Die nichtjüdischen Ehepartner und vor allem die Kinder aus Familien mit nicht-jüdischer Mutter sind oftmals zu Anhängseln der jüdischen Partner degradiert und dürfen in manchen Gemeinden gar nicht oder nur eingeschränkt am Gemeindeleben teilnehmen. Dies macht die Teilnahme von vielen Familien als Ganzes am Gemeindeleben zunichte. Ein Diskurs über die Behandlung von solchen Ehen und Familien muss her.

Aber auch auf breiter Basis muss man die Strukturen der jüdischen Gemeinden überdenken. Sie mögen das richtige Konzept gewesen sein, als „man sich noch untereinander kannte“. Heute sind die veralteten hierarchischen Strukturen und Satzungen für eine Gemeinschaft mit über 100.000 Mitgliedern kaum zu überwinden. Den Entscheidungen der Basis über ihre Vorstände und Vorsitze in den einzelnen Gemeinden muss direkter und effektiver Rechnung getragen werden. Wählt eine Gemeinde neue Personen in den Vorstand, entscheidet sich die Basis oftmals damit auch für eine Ausrichtung in

bestimmten Fragen, die dieser Vorstand für seine Mitglieder vertreten soll. Es liegt in der Natur der Sache einer demokratisch aufgebauten Struktur, dass das Vorbringen der neuen Repräsentanten auch weiter nach oben getragen werden dürfen. Es geht also weniger um eine Revolution, sondern vielmehr um das Gehörtwerden und um Diskussion über Fragen, die in den verkrusteten Strukturen heute leider viel zu wenig Eingang finden.

Dieser Forderung wird entgegengehalten, dass ja auch heute schon mit über 80% der Gemeindeglieder eine entsprechende Präsenz ohne weiteres gewählt werden könnte, wenn man es doch nur wollte. Also wolle man es scheinbar nicht. Man verkennt hierbei zweierlei Dinge. Erstens, trifft es tatsächlich zu, dass in einigen Vorständen schon heute Vertreter der Zuwanderer vorhanden sind. Die Frage beiseite gestellt, ob eine Vorstandsmitgliedschaft dazu ausreicht, um irgendwas zu bewegen, bleibt immer noch das Problem, dass diese Veränderungen von den übergeordneten Strukturen entweder als vorübergehendes Phänomen angesehen werden, oder die Neugewählten zu einfachen Gemeindeverwaltern ohne politisches Entscheidungsgewicht degradiert werden. Und hier kommt man zum zweiten Punkt: man verkennt mit einem solchen Vorwurf auch die Entscheidungsmechanismen in einer Gemeinde. Die Politikverdrossenheit ist schon innerhalb eines Staates ein verbreitetes Phänomen. Dass die Mitglieder einer Gemeinde ebenfalls den Wahlen fernbleiben, weil sie keine Verbindung zu dieser Gemeinde aufbauen können, ist noch weniger verwunderlich. So rotieren die gleichen Personen an den Spitzen der Gemeinden und Landesverbände auch weiterhin. Oftmals, auch wenn bei weitem nicht durchgehend, versuchten die Gemeinden ihre neuen Mitglieder zu „echten“ Juden zu erziehen. Nicht selten wurde den zugewanderten Juden, die ihr Leben lang schon aufgrund ihres Passeintrags Juden waren und sich als sol-

che fühlten, auf einmal vorgeführt, dass sie hier eigentlich gar nicht so jüdisch seien, weil sie unkoscher essen, die Feiertage nicht kennen und sowieso kein Hebräisch lesen können. Man sprach ihnen faktisch ihr persönliches jüdisches Selbstverständnis ab. Dass einige Mitglieder den Gemeinden gekränkt den Rücken kehrten, ist zumindest nachvollziehbar.

Dennoch, auch zugewanderte Gemeindeglieder stehen in der Verantwortung. Immerhin darf nicht vergessen werden, dass auch sie oft von der so wichtigen Hilfestellung der „Anlaufstelle“ jüdische Gemeinde bei der Ankunft in Deutschland profitierten. Sie müssen nun, nachdem sie langsam ihre Wurzeln hier geschlagen haben, sich mehr in den Gemeinden engagieren und ihrer Verantwortung ihrer Herkunft gegenüber bei der Erziehung ihrer Kinder gerecht werden. Sie müssen sich aber vor allem mehr zutrauen und ihr Mitspracherecht einfordern. Mit verantwortungsvollem Engagement und nüchterner Einmischung kann man vielleicht dann viel mehr bewirken und gemeinsam - egal ob Alteingesessenen oder Zugewanderten - Ziele erreichen, die momentan unerreichbar scheinen.

Wir brauchen somit einen Ansatz neuer Gemeindepolitik auf allen Ebenen. Neben den strukturellen Veränderungen, die neue Menschen und Ideen zulassen sollen, brauchen wir jedoch vor allem einen neuen Anlauf der Annäherung. Statt die Menschen, die aktiv an der Entwicklung unserer Gemeinden teilnehmen wollen, zu entmutigen, sollte man deren Einmischung fördern und fordern. In den letzten Jahren hat man vor allem vonseiten des Zentralrats der Juden diese Bemühungen zumindest herausgehört. Dies ist offensichtlich nicht genug. Unsere Gemeinden, unsere Gemeinschaft tritt auf der Stelle. Sie ist als neugeborene und strahlende Gemeinschaft nach außen gut wahrnehmbar. Im Inneren wirkt sie jedoch verstaubt und veraltet. Wir haben lange genug nebeneinander gelebt. Jetzt müssen wir, unseres gemeinschaftlichen Überlebens willen, anfangen miteinander zu reden und zu diskutieren. Das Miteinander ist nur ein Mittel zum Zweck. Denn nur wenn die Gemeinden weiterhin existieren, können wir auch füreinander da sein - wie es Juden schon seit Jahrtausenden immer waren, sowohl innerhalb unserer Familien, als auch in den weltweit zerstreuten Gemeinden. ■



Grigori Lagodinsky (28) ist in Rußland geboren und kam 1993 mit seiner Familie nach Deutschland. Er hat in Göttingen Jura studiert und ist derzeit Rechtsreferendar. Er ist seit 2005 Vorstandsmitglied und seit 2009 stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Kassel.

„WARUM WURDEN WIR MENSCHEN EIGENTLICH MIT ZWEI OHREN UND EINEM MUND GESCHAFFEN? Damit wir doppelt so viel hören wie sprechen.“ Epiktet, griechischer Philosoph



DER BLINDE UND DER LAHME

Vor ungefähr muß einen Blinden ein Lahmer auf der Straße finden, und jener hofft schon freudenvoll, daß ihn der andre leiten soll.

»Dir«, spricht der Lahme, »beizustehen? ich armer Mann kann selbst nicht gehen, doch scheint's, daß du zu einer Last noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen, so wil ich dir die Stege sagen: so wird dein starker Fuß mein Bein, mein helles Auge deines sein.«

Der Lahme hängt mit seinen Krücken sich auf des Blinden breiten Rücken. Vereint wirkt also dieses Paar, was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht was andre haben, und andern mangeln deine Gaben; aus dieser Unvollkommenheit entspringet die Geselligkeit.

Christian Fürchtegott Keller (1715 - 1769)

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte, die die Natur für mich erwählte, so würd' er nur für sich allein und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen! Der Vorteil, den sie dir versagen und jenem schenken, wird gemein, wir dürfen nur gesellig sein.

Kultisches NETZwerk

Das Internet wird zum Religionsersatz. Wer „surft“, sucht oft nicht primär Information, sondern Sicherheit, Vertrautheit und Gewissheit. Das verändert unser Gottesbild.

Unter humanistisch gebildeten Menschen überwiegen beim Stichwort Internet immer noch die düsteren Visionen von der Sintflut der Bilder, vom Zerfall der Kultur – als ginge es rasend schnell auf den Untergang des Abendlandes zu. Doch dieser Pessimismus hat offenbar seine beste Zeit schon hinter sich. Heute mehren sich stattdessen die Heilsversprechen, die das Pfingstwunder des Internets ankündigen. Alle Menschen werden Brüder im Netz. Das technische Netzwerk nährt den sozialen Traum der Gemeinschaft. Und schon verklärt sich das Internet als Soziallabor, elektronisches Rathaus und virtuelles Parlament. Von der politischen Aufklärungsutopie zur Mystik der Vernetzung ist es dann nur noch ein Schritt. New-Age-Theologen und Gaia-Propheten verkünden den neuen Geist des Cyberspace und praktizieren Weltkommunikation als Religion.

Es gibt wohl schon heute in der westlichen Welt kaum jemanden mehr, der das Internet nicht benutzen würde. Aber es gibt einen ganz entscheidenden Unterschied zwischen denen, die das Internet nutzen, und denen, die im Cyberspace leben. Es geht hier um den Unterschied zwischen den Älteren, die im Computer ein Werkzeug sehen, und den Jungen, die mit ihm ganz selbstverständlich spielen, weil sie in die digitale Welt hineingeboren sind. Für die einen sind die neuen Medien Instrumente, für die anderen Organe.

Deshalb hört man von den Älteren, wenn es um die Schlüsselphänomene des Web 2.0 geht, immer wieder die erstaunte Frage: Warum machen die das? Warum gibt es Millionen Menschen im Internet, die teilen, schenken und sich sorgen? Warum gibt es unzählige Autoren, die unbezahlt und anonym Beiträge für eine Online-Enzyklopädie schreiben oder Probleme anderer Leute lösen? Warum sind so viele Kunden bereit, Empfehlungen für andere Kunden zu formulieren? Die Antwort ist denkbar einfach, allerdings für „vernünftige“ Menschen und vor allem für klassische Wirtschaftswissenschaftler schwer zu verstehen: Die Leute tun das, weil es ihnen Freude macht.

Der katholische Philosoph Pierre Teilhard de Chardin hat einmal von Noosphäre gesprochen und damit eine Art Weltgeist gemeint, der sich um die Erde lege und die Evolution der Menschheit vollende. Das war in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts natürlich noch reine Theologie. Aber schon in den

Sechzigerjahren hat der Medienwissenschaftler Marshall McLuhan den Begriff der Noosphäre aufgegriffen, um eine neue Welt zu beschreiben, in der die neuen Medientechnologien die Sinne und Organe des Menschen erweitern und eine geistige Membran um die Erde legen. Heute macht das Internet aus dieser Noosphäre technische Wirklichkeit. Und daran mitzuwirken macht der Internetgemeinde einfach Freude.

Diese Freude hat faszinierende gesellschaftliche und wirtschaftliche Effekte. Wer hätte noch vor zehn Jahren an die Produktivität des Teilens geglaubt? Wer hätte geglaubt, dass eine Strategie des Teilens, Schenkens und Vertrauens in der kapitalistischen Welt überlebensfähig ist? Weil heute alle Welt von Heuschrecken, Finanzmonstern und gierigen Managern spricht, wird leicht übersehen, dass es noch nie so viel gelebten Idealismus gab. Idealistisch gesinnte Menschen gab es natürlich schon immer und durchaus auch in Massen. Aber die Lebensbedingungen, unter denen diese Gesinnung florieren konnte, waren selten gegeben. Heute haben Idealisten in der Internet-Gesellschaft nicht nur eine realistische Lebenschance, sondern auch gute Geschäftschancen.

Die Internetkultur besteht in erster Linie in der Pflege des Netzwerks selbst, also eines Angebots von Beziehungen und Verknüpfungsmöglichkeiten. Wer in dieser Welt arbeitet, tut mehr, als er weiß. Jeder, der heute einen Job hat, hat auch einen Zweitjob, eine Nebentätigkeit. Und diese heißt Kommunikation. Im Zeitalter des Internets wird diese Nebentätigkeit, das Netzwerk zu pflegen, immer mehr zur Hauptsache, zur eigentlichen Arbeit.

Vor diesem Hintergrund wird auch die Bedeutung des Zauberworts „Interaktivität“ klar. Je interaktiver ein Medium ist, desto unwichtiger wird die Information. Die Botschaft lautet im Extremfall nur noch: Wir kommunizieren. Marketingexperten haben dafür schon einen neuen, eleganten Begriff gefunden: „linking value“. Dieser soziale Mehrwert der „Links“ im Internet macht deutlich, dass den Menschen die Beteiligung an Kommunikation wichtiger ist als die Information. Und häufig genug trifft man auf den Grenzwert dieser Verdrängung von Information: Kommunikation kommuniziert Kommunizieren. Was haben Diplomatie, Talkshows und das protestantische „Reden wir mitein-



ander“ gemeinsam? Wichtiger als die Information ist die Beteiligung an Kommunikation.

Schon zu Luthers und Gutenbergs Zeiten hat die Religion von Kult auf Kommunikation umgestellt. Heute haben wir eine interessante Ersatzreligion: Kommunikation als Kult. Und nicht nur im Internet. Auch Politik hebt sich in Rhetorik auf. Von Kirchenmännern hört man nur noch „reden wir darüber“, und Talkshows verwirklichen die romantische Utopie vom unendlichen Gespräch.

Das Internet, aber auch alte Medien wie das Fernsehen präsentieren heute Information als Fetisch und Kommunikation als Kult – bei Anne Will nicht anders als in den Chatrooms. Nicht was, sondern dass geredet wird, zählt. Wenn Menschen im Internet surfen, geht es ihnen nicht vorrangig darum, Informationen aufzunehmen oder auszutauschen. Sie wollen gerade in der Redundanz der Botschaft „mitschwingen“, oben auf der Welle bleiben. Es geht nicht um Kommunikation, sondern um Faszination.

Für immer mehr Menschen ersetzen die sozialen Netzwerke die Religion. Dass das so einfach möglich ist, lässt sich ganz leicht erklären. Genau wie die Religion verleiht die Kommunikation den Menschen in erster Linie Weltvertrauen. Es geht hier nicht primär um Informationsübertragung, sondern um Sicherheit, Vertrautheit und Gewissheit. Dass Kommunikation in sozialen Netzwerken als Religionsersatz funktioniert, lässt aber auch umgekehrt vermuten, dass die Theologie am besten geeignet sein könnte, die neue Internetgesellschaft zu beschreiben. Gerade Theologen könnten erkennen, dass in den Bindungen der Netzwerke, die man „Links“ nennt, genau das

gesucht wird, was einmal „religio“ hieß. Marshall McLuhans berühmter Satz „Das Medium ist die Botschaft“ müsste heute heißen: Das Netzwerk ist die Frohe Botschaft.

Es ist die große kulturelle Verheißung des Internets, dass wir nach den Etappen der archaischen Stammesgemeinschaft und der modernen „Entfremdung“ nun wieder vor einer neuen Gemeinschaftsform stehen: der von elektronischen Netzwerken getragenen organisatorischen Nachbarschaft. Die eigentliche Bedeutung der Netzwerke liegt ja, wie wir gesehen haben, nicht in der Dimension der Informationsverarbeitung, sondern in der Bildung von Gemeinschaften. Damit verliert die Nation als identitätsbildende Instanz immer mehr an Bedeutung - zugunsten der globalisierenden, aber auch der tribalisierenden Kräfte. Die Netzverdichtung der Weltkommunikation durch technische Medien macht die Gesellschaft übrigens weitgehend unabhängig von der Bevölkerungszahl. Was zählt, ist Erreichbarkeit, nicht Anwesenheit; was zählt, ist Funktion, nicht Substanz.

Die Internetgesellschaft wird nicht von einem Dogma, einer Ideologie, sondern von Kommunikationsritualen zusammengehalten. Rituale setzen an die Stelle der Verständigung die Richtigkeit des Vollzugs. Das zeigt sich im Mediengebrauch als sozialer Anschlusszwang - man muss heute bei Facebook oder StudiVZ registriert sein. Das ist ein religiöser Formalismus, der sehr viel

leichter erkennbar wird, wenn man begreift, dass es auch Riten ohne Gott gibt. Der Soziologe Émile Durkheim hat das in seinem Werk über die elementaren Formen des religiösen Lebens klar herausgearbeitet. Sein Fazit lautete, dass die Religion weit mehr sei als die Idee eines Gottes oder Heiligen Geistes. Deshalb haben auch gottunfähige Zeiten wie die unsere eine Religion - man darf sie nur nicht ausschließlich in den Kirchen suchen. ■

© Rheinischer Merkur Nr. 21, 27.05.2010



Norbert Bolz, Jhg. 1953,
*Studium der Philosophie, Germanistik,
Anglistik und Religionswissenschaften.
Seit 2002 Universitätsprofessor für
Medienwissenschaften am Institut
für Sprache und Kommunikation
der TU Berlin.*

AUFEINANDER HÖREN

Als ein Mann, dessen Ehe nicht gut ging, seinen Rat suchte, sagte der Meister: „Du mußt lernen, deiner Frau zuzuhören.“ Der Mann nahm sich diesen Rat zu Herzen und kam nach einem Monat zurück und sagte, er habe gelernt, auf jedes Wort, das seine Frau sprach, zu hören. Sagte der Meister mit einem Lächeln: „Nun geh nach Hause und höre auf jedes Wort, das sie nicht sagt.“

Anthony de Mello

LORIOT - Das Frühstücksei

Er: Berta! **Sie:** Ja ... **Er:** Das Ei ist hart! **Sie:** (schweigt) **Er:** Das Ei ist hart!!! **Sie:** Ich habe es gehört ...
Er: Wie lange hat das Ei denn gekocht? **Sie:** Zu viele Eier sind gar nicht gesund! **Er:** Ich meine, wie lange dieses Ei gekocht hat ...? **Sie:** Du willst es doch immer viereinhalb Minuten haben ...
Er: Das weiß ich ... **Sie:** Was fragst du denn dann? **Er:** Weil dieses Ei nicht viereinhalb Minuten gekocht haben kann! **Sie:** Ich koche es aber jeden Morgen viereinhalb Minuten. **Er:** Wieso ist es dann mal zu hart und mal zu weich? **Sie:** Ich weiß es nicht ... ich bin kein Huhn! **Er:** Ach! ... Und woher weißt du, wann das Ei gut ist? **Sie:** Ich nehme es nach viereinhalb Minuten heraus, mein Gott!
Er: Nach der Uhr oder wie? **Sie:** Nach Gefühl ... eine Hausfrau hat das im Gefühl ... **Er:** Im Gefühl? Was hast du im Gefühl? **Sie:** Ich habe es im Gefühl, wann das Ei weich ist ... **Er:** Aber es ist hart ... vielleicht stimmt da mit deinem Gefühl was nicht ... **Sie:** Mit meinem Gefühl stimmt was nicht? Ich stehe den ganzen Tag in der Küche, mache die Wäsche, bring deine Sachen in Ordnung, mache die Wohnung gemütlich, ärgere mich mit den Kindern rum und du sagst, mit meinem Gefühl stimmt was nicht? **Er:** Jaja ... jaja ... jaja ... wenn ein Ei nach Gefühl kocht, kocht es eben nur zufällig genau viereinhalb Minuten. **Sie:** Es kann dir doch ganz egal sein, ob das Ei zufällig viereinhalb Minuten kocht ... Hauptsache, es kocht viereinhalb Minuten! **Er:** Ich hätte nur gern ein weiches Ei und nicht ein zufällig weiches Ei! Es ist mir egal, wie lange es kocht! **Sie:** Aha! Das ist dir egal ... es ist dir also egal, ob ich viereinhalb Minuten in der Küche schuffte! **Er:** Nein - nein ... **Sie:** Aber es ist nicht egal ... das Ei muss nämlich viereinhalb Minuten kochen ... **Er:** Das habe ich doch gesagt ... **Sie:** Aber eben hast du doch gesagt, es ist dir egal! **Er:** Ich hätte nur gern ein weiches Ei ... **Sie:** Gott, was sind Männer primitiv! **Er:** (düster vor sich hin) Ich bringe sie um ... morgen bringe ich sie um!

DURCH ARBEIT MIT SPRACHE ZUR MITSPRACHE

Lernen in der Schule als ganzheitlicher INTEGRATIONSansatz

„Das ‚mitSprache‘-Projekt ist nicht bloß Förderunterricht, den gibt es an vielen anderen Einrichtungen. Hier geht es aber um einen übergreifenden Ansatz. Wir haben nicht nur Förderstunden für Kinder, sondern es wird auch bei den Eltern und der Lehrerschaft angesetzt. Das macht den Erfolg aus.“ ULRICH GRÜNENWALD, REKTOR

Die Hallen der Henri-Dunant-Schule in Frankfurt-Sossenheim sind geschmückt mit unzähligen Kinderbildern. Darunter stehen die Namen der kleinen Künstler, die aus aller Herren Länder kommen. Der Gast findet außerdem viele Glasvitrinen mit verschiedenen Gegenständen vor, die auf Deutsch, Türkisch und Arabisch beschrieben werden. In den Klassenzimmern hängen Plakate mit Tages- und Monatsnamen, aufgemalten Gegenständen und unterschiedlichen Nationalflaggen, immer auf Deutsch und Türkisch benannt.

Rektor Ulrich Grünenwald führt durch die Räumlichkeiten: „Wie Sie sehen, würdigen wir hier verschiedene Nationalitäten. Die türkische und die arabischsprachigen Nationa-

litäten. Die türkische und die arabischsprachigen Nationalitäten sind hier die zahlenmäßig am stärksten vertretenen. Wir haben hier einen Migrantenanteil von gut 60 Prozent.“ Diese Gegebenheiten sind keine Seltenheit mehr an Schulen insbesondere in deutschen Großstädten. Die Henri-Dunant-Schule beheimatet seit 2002 das ‚mitSprache‘-Projekt: „Solche Maßnahmen hätten schon viel früher eingesetzt werden sollen. Man könnte eigentlich sagen, es ist beinahe zu spät. Die Fragen stellen sich schon seit längerem, weshalb wir Probleme welcher Art bezüglich des Sprachstands unserer Schülerinnen und Schüler haben.“ Auch Grünenwald ist überzeugt, dass Sprachfördermaßnahmen so früh wie möglich mit entsprechenden Konzepten und Lernmaterialien eingesetzt werden sollen.

Das Konzept mit dem klangvollen Wortspielnamen existiert seit 2000 und ist ein prozessorientiertes und auf die Verschiedenheit der beteiligten Schulen ausgerichtetes Modellprojekt, das der soziokulturellen und sprachlichen Integration von zugewanderten Schülern und ihrer Eltern dient. Worum es bei ‚mitSprache‘ geht, erläutert Helga Nagel, Leiterin des Amts für multikulturelle Angelegenheiten (AmKA) der Stadt Frankfurt: „Das Konzept fußt auf vier Säulen: Deutsch als Zweitsprache, Mehrsprachigkeit, Zusammenarbeit zwischen Schule und Eltern und Lehrerfortbildungen zu diesen genannten Themenbereichen.“ In Absprache mit dem Staatlichen Schulamt wurden vier Projektgrundschulen ausgewählt: Eine der Schulen, die Karmelitterschule, liegt im Frankfurter Bahnhofsviertel und hat eine Migrantenquote von 90 Prozent. Die Schulen wurden nicht zufällig ausgesucht: „Das Spezifische des Konzepts ist, dass Komplexe ineinander übergreifen und als ganzheitlicher Ansatz verstanden werden, daraus werden mit der Zeit Schwerpunkte in einzelnen Schulen gesetzt. Der Kontext wird auch zum Stadtteil und zum Lebensumfeld gezogen.“ Die Schulen tauschen sich untereinander aus, wodurch eine effekti-

ve Zusammenarbeit entstanden ist. Dafür sind in den einzelnen Einrichtungen durch städtische Mittel finanzierte pädagogische Moderatorinnen zuständig, die die Entwicklungen des Projekts vor Ort steuern und neue Ideen in das Schulleben einbringen.

‚mitSprache‘ arbeitet im Bereich Deutsch als Zweitsprache nach neuen modellhaften Wegen, Schülern mit Migrationshintergrund verbesserte sprachliche Förderung zukommen zu lassen, und baut sie in das Schulleben als festen Bestandteil ein. Die Befürwortung der Mehrsprachigkeit findet darin ihren Ausdruck, dass diese als Ressource anerkannt wird und in Unterrichts- und Schulprojekten zum Einsatz kommt, wie Ulrich Grünenwald bemerkt: Es hieß früher immer: „Ihr sollt Deutsch sprechen!“ Diese Zeiten sind passé. Andere Erstsprachen müssen positiv belegt werden.“ Die Lehrkräfte werden gezielt auf interkulturelles Lernen und veränderte Lernstrukturen geschult. Auch darin sieht der Rektor eine Notwendigkeit: „Grundschullehrer werden nach wie vor ausgebildet, um deutsche Kinder zu unterrichten. Aber die Vorgehensweise muss doch den Gegebenheiten angepasst werden. Die Lehrerschaft hat ein anderes, offeneres Bewusstsein für diese Thematik, seitdem wir ‚mitSprache‘ eingeführt haben, zumal sie sich in Projektgruppen untereinander austauschen und neue Ideen entwickeln.“ Besonders wichtig sind die Begegnungen der Schülerschaft mit verschiedenen Kulturen und Lebensweisen: „Wir wertschätzen hier jede Kultur, gehen in Moscheen und Kirchen, erklären den Ramadan wie auch christliche Feste und Bräuche. Wir leben diese Realität an der Schule.“

Als einen der wichtigsten ‚mitSprache‘-Bausteine bezeichnet Helga Nagel die Arbeit mit den Eltern und die Einbeziehung in das Schulleben: „Wenn man sagt, die Eltern ziehen nicht mit, ist das zu kurz gesprungen. Die Schule muss aktiv den Kontakt suchen und erst für eine Wohlfühlatmosphäre sorgen, dann wird die Distanz abgebaut und das Sprechen fällt leichter, das Engagement kommt eher zustande.“ Durch die Projektmaßnahmen würden neue Brücken gebaut, der auch in anderen Städten erfolgreiche ‚Mama lernt





Deutsch-Unterricht findet in eigens dafür eingerichteten Schulräumen statt. Somit wird die Identifikation mit der Schule der Kinder erhöht: „Eigene Räume in der Nähe der Kinder, Begrüßungen in den Sprachen der Teilnehmerinnen, all diese Dinge können psychologisch einiges bewirken. Viele Eltern wissen nur wenig über das deutsche Schulsystem und das, was ihre Kinder dort tun. Natürlich bringen sie die Vorstellungen ihrer Herkunftsländer mit. Es ist wichtig, auch psychologisch auf die Eltern einzugehen und ihnen die Wichtigkeit ihrer Rolle zu verdeutlichen. Die Schule ist für alle nicht nur Lern-, sondern auch Lebensraum, den auch die Eltern aktiv mitgestalten.“

Die Sprachkurs-Teilnehmerinnen werden nach einem Jahr Begleitung nicht allein gelassen, sondern beispielsweise an die VHS weiterverwiesen: „Wir arbeiten mit pädagogischen Einrichtungen vor Ort zusammen, die die Teilnehmerinnen in ihrem Stadtteil einfach erreichen können. Dies wird vielerorts schlichtweg nicht bedacht. Daher können wir nachhaltig für bessere Sprachkenntnisse sorgen, weil die Angebote so eher wahrgenommen werden.“

Die zuvor vier beteiligten Grundschulen haben einen Migrantenanteil zwischen 50 und 90 Prozent. Nach der erfolgreichen Erprobung an einer Schule wurde das Projekt bereits nach einem Jahr auf vier weitere ausgeweitet. Im Herbst 2006 werden vier weiterführende Schulen das Programm übernehmen, um die Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf zu begleiten: „Dies geschieht im Rahmen des Nachhaltigkeitsprozesses, denn die Schulleiter der bisher beteiligten Schulen haben eine positive Veränderung in der

Arbeit der Schule wahrgenommen. Das muss weitergehen.“ Ein besonderer Schwerpunkt wird auf die Vernetzung im Stadtteil gelegt.

Die ‚mitSprache‘-Initiative entstand in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Schulamt, dem Hessischen Kultusministerium und dem AmKA, das das Konzept erarbeitete und den operativen Teil übernahm. Die Ressourcen stellte das Dezernat für Integration bereit. Dezernent Dr. Albrecht Maggen setzt sich für ‚mitSprache‘ ein und sieht auch eine klare Aufgabe in der Politik: „Wir haben als Tatbestand eine multikulturelle Gesellschaft - und wir haben ein politisches Ziel, nämlich diese Gesellschaft nicht auseinander driften zu lassen, sondern unter einem Dach zusammenzuführen. Alle Gruppierungen müssen über politische Grenzen hinweg zusammenarbeiten.“

Als das befristete Projekt auslief und drohte, aus finanziellen Gründen nicht fortgeführt zu werden, schaltete sich der SPD-Ortsverein Sossenheim ein. Günter Moos und sein Sohn Klaus sind von der Tragweite des ‚mitSprache‘-Projekts so überzeugt, dass sie sich im vergangenen Jahr vor Ablauf der Fördermittel aktiv einsetzten: „Sossenheim ist ein Stadtteil mit einem sehr hohen Migrantenanteil, da war diese Nachricht alarmierend für uns, weil ‚mitSprache‘ sinnvoll die Integration unterstützt.“ Günter und Klaus Moos brachten dieses Thema an den Tisch der nächsten Ortsbeiratssitzung und baten in einem schriftlichen Antrag darum, Lösungen für die Weiterfinanzierung an den beiden Projekt-

grundschulen im Stadtteil zu finden. Mit Erfolg, wie Günter Moos berichtet: „Der Antrag bekam auch die Unterstützung der anderen Fraktionen. Die kommunale Politik ist dem Bürger am nächsten, weil wir vor Ort sind und uns mit den Nöten und Sorgen ernsthaft auseinandersetzen müssen.“ Ulrich Grünenwald ist sichtlich zufrieden: „Das Engagement hat mich sehr gefreut, denn es wurde auf kommunalpolitischer Ebene das Bewusstsein für die Wichtigkeit dieses Handlungsfeldes geweckt.“

Ulrich Grünenwald unterstreicht die Wichtigkeit der Fortführung: „Mittlerweile ist das Projekt hier nur der Mittelpunkt. Aus ihm entstehen so viele neue Ideen und Netzwerke, die an Runden Tischen im Stadtteil diskutiert werden, beispielsweise: Wie kann man von klein auf Sprachförderung möglich machen?“ Das Engagement ausländischer Eltern bei schulischen Aktionen und im Alltag habe sich gesteigert, womit eine Vertrauensbasis entstanden sei: „Es müsste viel mehr Schulen geben, die ‚mitSprache‘ anwenden, das Bewusstsein dafür muss geweckt werden. Man sieht: Wo ein Wille ist, da ist meist auch ein Weg!“

„Mal ehrlich: Es ist doch toll, dass wir viele verschiedene Menschen aus vielen verschiedenen Ländern hier haben. Wie arm wären wir, wenn wir die verschiedenen kulturellen Einflüsse nicht hätten, wie kurzfristig und ignorant. Diese Message muss mal weitergetragen werden an die, die das noch nicht verstanden haben.“ ■

DER KLEINE PRINZ

In diesem Augenblick erschien der Fuchs: „Guten Tag“, sagte der Fuchs. „Guten Tag“, antwortete höflich der kleine Prinz, der sich umdrehte, aber nichts sah. „Ich bin da“, sagte die Stimme, „unter dem Apfelbaum...“

„Wer bist du?“ sagte der kleine Prinz. „Du bist sehr hübsch...“ „Ich bin ein Fuchs“, sagte der Fuchs. „Komm und spiel mit mir“, schlug ihm der kleine Prinz vor. „Ich bin so traurig...“ „Ich kann nicht mit dir spielen“, sagte der Fuchs. „Ich bin noch nicht gezähmt!“ „Ah, Verzeihung!“ sagte der kleine Prinz. Aber nach einiger Überlegung fügte er hinzu: „Was bedeutet das: 'zähmen'?“ „Du bist nicht von hier“, sagte der Fuchs, „was suchst du?“ „Ich suche die Menschen“, sagte der kleine Prinz. „Was bedeutet 'zähmen'?“ „Die Menschen“, sagte der Fuchs, „die haben Gewehre und schießen. Das ist sehr lästig. Sie ziehen auch Hühner auf. Das ist ihr einziges Interesse. Du suchst Hühner?“ „Nein“, sagte der kleine Prinz, „ich suche Freunde. Was heißt 'zähmen'?“ „Das ist eine in Vergessenheit geratene Sache“, sagte der Fuchs. „Es bedeutet: sich 'vertraut machen'.“ „Vertraut machen?“ „Gewiß“, sagte der Fuchs. „Du bist für mich noch nichts als ein kleiner Knabe, der hunderttausend kleinen Knaben völlig gleicht. Ich brauche dich nicht, und du brauchst mich ebensowenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in der Welt. Ich werde für dich einzig sein in der Welt...“ „Ich beginne zu verstehen“, sagte der kleine Prinz. „Es gibt eine Blume... ich glaube, sie hat mich gezähmt...“ „Das ist möglich“, sagte der Fuchs. „Man trifft auf der Erde alle möglichen Dinge...“ „Oh, das ist nicht auf der Erde“, sagte der kleine Prinz. Der Fuchs schien sehr aufgeregt: „Auf einem anderen Planeten?“ „Ja.“ „Gibt es Jäger auf diesem Planeten?“ „Nein.“ „Das ist interessant! Und Hühner?“ „Nein.“ „Nichts ist vollkommen!“ seufzte der Fuchs. Aber der Fuchs kam auf seinen Gedanken zurück: „Mein Leben ist eintönig. Ich jage Hühner, die Menschen jagen mich. Alle Hühner gleichen einander, und alle Menschen gleichen einander. Ich langweile mich also ein wenig. Aber wenn du mich zähmst, wird mein Leben wie durchsonnt sein. Ich werde den Klang deines Schrittes kennen, der sich von allen andern unterscheidet. Die anderen Schritte jagen mich unter die Erde. Der deine wird mich wie Musik aus dem Bau locken. Und

dann schau! Du siehst da drüben die Weizenfelder? Ich esse kein Brot. Für mich ist der Weizen zwecklos. Die Weizenfelder erinnern mich an nichts. Und das ist traurig. Aber du hast weizenblondes Haar. Oh, es wird wunderbar sein, wenn du mich einmal gezähmt hast! Das Gold der Weizenfelder wird mich an dich erinnern. Und ich werde das Rauschen des Windes im Getreide lieb gewinnen.“ Der Fuchs verstummte und schaute den Prinzen lange an: „Bitte... zähme mich!“ sagte er. „Ich möchte wohl“, antwortete der kleine Prinz, „aber ich habe nicht viel Zeit. Ich muß Freunde finden und viele Dinge kennenlernen.“ „Man kennt nur die Dinge, die man zähmt“, sagte der Fuchs. „Die Menschen haben keine Zeit mehr, irgend etwas kennenzulernen. Sie kaufen sich alles fertig in den Geschäften. Aber da es keine Kaufläden für Freunde gibt, haben die Leute keine Freunde mehr. Wenn du einen Freund willst, so zähme mich!“ „Was muß ich da tun?“ sagte der kleine Prinz. „Du mußt sehr geduldig sein“, antwortete der Fuchs. „Du setzt dich zuerst ein wenig abseits von mir ins Gras. Ich werde dich so verstohlen, so aus dem Augenwinkel anschauen, und du wirst nichts sagen. Die Sprache ist die Quelle der Mißverständnisse. Aber jeden Tag wirst du dich ein bißchen näher setzen können...“ Am nächsten Morgen kam der kleine Prinz zurück. „Es wäre besser gewesen, du wärst zur selben Stunde wiedergekommen“, sagte der Fuchs. „Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, um so glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll... Es muß feste Bräuche geben.“ „Was heißt 'fester Brauch'?“, sagte der kleine Prinz. „Auch etwas in Vergessenheit Geratenes“, sagte der Fuchs. „Es ist das, was einen Tag vom andern unterscheidet, eine Stunde von den andern Stunden. Es gibt zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit dem Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare

Tag. Ich gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.“ So machte denn der kleine Prinz den Fuchs mit sich vertraut. Und als die Stunde des Abschieds nahe war: „Ach!“ sagte der Fuchs, „ich werde weinen.“

„Das ist deine Schuld“, sagte der kleine Prinz, „ich wünschte dir nichts Übles, aber du hast gewollt, daß ich dich zähme...“ „Gewiß“, sagte der Fuchs. „Aber nun wirst du weinen!“ sagte der kleine Prinz. „Bestimmt“, sagte der Fuchs. „So hast du nichts gewonnen!“

„Ich habe“, sagte der Fuchs, „die Farbe des Weizens gewonnen.“ Dann fügte er hinzu: „Geh die Rosen wieder anschauen. Du wirst begreifen, daß die deine einzig ist in der Welt. Du wirst wiederkommen und mir adieu sagen, und ich werde dir ein Geheimnis schenken.“

Der kleine Prinz ging, die Rosen wiederzusehen: „Ihr gleicht meiner Rose gar nicht, ihr seid noch nichts“, sagte er zu ihnen. „Niemand hat sich euch vertraut gemacht und auch ihr habt euch niemandem vertraut gemacht. Ihr seid, wie mein Fuchs war. Der war nichts als ein Fuchs wie hunderttausend andere. Aber ich habe ihn zu meinem Freund gemacht, und jetzt ist er einzig in der Welt.“ Und die Rosen waren sehr beschämt. „Ihr seid schön, aber ihr seid leer“, sagte er noch. „Man kann für euch nicht sterben. Gewiß, ein Irgendwer, der vorübergeht, könnte glauben, meine Rose ähne euch. Aber in sich selbst ist sie wichtiger als ihr alle, da sie es ist, die ich begossen habe. Da sie es ist, die ich unter den Glassturz gestellt habe. Da sie es ist, die ich mit dem Wandschirm geschützt habe. Da sie es ist, deren Raupen ich getötet habe (außer den zwei oder drei um der Schmetterlinge willen). Da sie es ist, die ich klagen oder sich rühmen gehört habe oder auch manchmal schweigen. Da es meine Rose ist.“ Und er kam zum Fuchs zurück: „Adieu“, sagte er... „Adieu“, sagte der Fuchs. „Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“, wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken. „Die Zeit, die du für deine Rose verloren hast, sie macht deine Rose so wichtig.“ „Die Zeit, die ich für meine Rose verloren habe...“, sagte der kleine Prinz, um es sich zu merken. „Die Menschen haben diese Wahrheit vergessen“, sagte der Fuchs. „Aber du darfst sie nicht vergessen. Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast. Du bist für deine Rose verantwortlich...“ „Ich bin für meine Rose verantwortlich...“, wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken. ■

Damit die Klasse nicht (mehr) zur Qual wird?

Mobbing WAHRNEHMEN UND ETWAS DAGEGEN TUN

TEXT_STEFAN MAAß

„Oh nein, bald geht der Stress wieder los!“ „Ich freue mich euch wieder zu sehen!“ Zwei Aussagen, die kurz vor dem Ende der Sommerferien von zwei Jugendlichen in Facebook gesendet wurden, spiegeln die unterschiedlichen Gefühle vieler Jugendlicher zum Schuljahresbeginn wider.

An der Menge der Nachrichten, die in den sozialen Netzwerken wie Facebook zum Thema Schule gesendet werden, kann man deutlich die Bedeutung der Schule und auch der Klassenkameraden erkennen. Schule ist für die meisten Jugendlichen positiv im Hinblick auf die Begegnungen mit Gleichaltrigen besetzt. Doch nicht alle SchülerInnen erleben Schule im Hinblick auf ihre Klassenkameraden so positiv. Für manche wird die tägliche Begegnung mit den Gleichaltrigen zur Tortur. Sie erleben täglich viele kleine und auch größere Schikanen von den Klassenkameraden. Sie fühlen sich hilflos und ohnmächtig und fragen sich, was mit ihnen selbst verkehrt ist, dass die anderen sie auf diese Weise behandeln. Und je länger diese Situation anhält, um so mehr sinkt die Lust überhaupt zur Schule zu kommen. Auch wenn dies keine neues Phänomen darstellt, so hat es dennoch in den letzten 15 Jahren einen neuen Namen erhalten: Mobbing. Auch wenn Mobbing also kein neues Phänomen ist, so ist es dringend geboten, dass Schulen sich mit diesem Thema beschäftigen, denn „Voraussetzung für gelingendes Zusammenleben ist eine hohe Verlässlichkeit, dass Gewalt weder in zwischenmenschlichen Beziehungen noch im gesellschaftlichen Zusammenleben einen Platz hat, sowie dass Konflikte gewaltfrei ausgetragen werden.“¹ Doch im Schulalltag wird Mobbing häufig nicht wahrgenommen oder es besteht Ratlosigkeit, welche Mittel geeignet sind, Mobbing zu beenden. Vor diesem Hintergrund ließen sich Mobbing wie auch die Ratlosigkeit im Umgang damit geradezu als Paradebeispiele für ein misslungenes „Aufeinander hören“ und als gescheitertes „Miteinander leben“ betrachten. In diesem Beitrag soll dargelegt werden, was mit dem Begriff „Mobbing“ gemeint ist, wie Mobbing zu erkennen ist und welche Dynamik bei Mobbing in der Klasse passiert. Anschließend werden die Möglichkeiten der Prävention und ein Interventionsansatz kurz vorgestellt, deren Ziel letztlich darin besteht, durch ein gelingendes „Aufeinander hören“ zu einem friedlichen „Miteinander leben“ auf schulischer Ebene zu gelangen.

1 Mobbing verstehen

Was ist Mobbing – eine Definition

„Hilfe, der mobbt mich!“ hört man in den letzten Jahren Schüler/-innen öfters sagen. Eine solche Aussage besagt allerdings nicht, dass tatsächlich Mobbing vorliegt. Unter Mobbing versteht man

unterschiedliche Handlungen, die einen anderen körperlich und psychisch verletzen und erniedrigen. Man spricht bei diesen Handlungen allerdings nur dann von Mobbing, wenn die folgenden Kennzeichen² vorhanden sind:

- 1 längerer Zeitraum (mindestens mehrere Wochen in der Regel sind es jedoch Monate)
- 2 Häufigkeit (sie finden mindestens 1 mal pro Woche)
- 3 Kräfteungleichgewicht (Opfer steht meistens mehreren Täter/-innen gegenüber und erlebt den Täter als völlig überlegen)
- 4 Hilflosigkeit des Opfers

Mobbing kann aus vielen kleinen Handlungen bestehen, die jede für sich genommen gar nicht so dramatisch ist: So stolpert ein Schüler über den Schulranzen des betroffenen Schülers und alle Bücher und Hefte fallen heraus. Ein anderer Schüler rempelt ihn an, so dass er sein Getränk verschüttet, usw. Erst durch die Häufigkeit, die Dauer und die Unterlegenheit entfaltet Mobbing seine dramatische Wirkung. Gleichzeitig ist die Wahrnehmung von Mobbing in diesem Fall für Lehrkräfte schwer.

Wie kann man Mobbing erkennen?

Es gibt verschiedene Gründe, die die Wahrnehmung von Mobbing erschweren. Erstens wird Mobbing häufig in Abwesenheit der Lehrkräfte (z.B. Pausen) praktiziert. Zweitens werden vielleicht einzelne Handlungen wahrgenommen, diese erscheinen jedoch nicht so gravierend, bzw. die Reaktion des Opfers scheint total überzogen zu sein. (Bsp. Ein mobbender Schüler stößt auf dem Rückweg die Hefte eines anderen vom Tisch und sagt: „Oh Entschuldigung!“ Dieser schreit ihn laut an, da er dauernd solchen „unbeabsichtigten“ Handlungen ausgesetzt ist. Der Lehrer findet, dass die Reaktion des Schülers unangemessen ist und ermahnt ihn! Drittens kann es sein, dass die Handlungen als Konflikt zwischen einzelnen Personen wahrgenommen werden, bei denen einmal der eine und ein anderes Mal der andere austeilt. Viertens weisen weder der Hauptakteur noch das Opfer die typischen Merkmale auf, die „Tätern“ und „Opfern“ zuerkannt werden.³ So muss

das Opfer nicht eine irgendwie geartete Auffälligkeit besitzen (wie z.B. dicke Brille, Migrationshintergrund) und ebenso wenig ist es notwendig, dass der Hauptakteur ein unsympathischer Zeitgenosse ist. Es fällt leichter, Mobbing zu erkennen, wenn dem Lehrer die folgenden Punkte bekannt sind:

- 1 Jedes Kind kann Opfer werden. Es gibt nicht einzelne Merkmale, die Kinder zu Opfern machen. Es ist viel eher so, dass einzelne Eigenschaften des Opfers verwendet werden, um ihn in der Rolle des Opfers zu belassen.
- 2 Die soziale Position in der Klasse ist entscheidend, ob jemand zum Opfer wird. Es werden meistens diejenigen gewählt, „die am schlechtesten integriert sind.“⁴ Die Gruppe bestimmt, ob jemand Opfer wird oder nicht.
- 3 Das Opfer ist niemals am Mobbing schuld.
- 4 Es gibt keine Rechtfertigung für Mobbing. Konkrete Konflikte können anderes gelöst werden, als durch Mobbing.

Als Hilfestellung zum Erkennen von Mobbing verwenden Heike Blum und Detlef Beck den Begriff der „Mobbingbrille“⁵ Sie bezeichnen damit eine geschärfte Wahrnehmung in drei Bereichen: 1. Mobbing-Handlungen (gegen einen Jugendliche gerichtete Handlungen), 2. Mobbing-Signale (veränderte Position in der Gruppe, gesundheitliche Veränderungen) und 3. Informationsquellen (von wem höre ich, dass es dem Schüler schlecht geht?).

Was passiert bei Mobbing – die Dynamik in der Klasse

Wenn Mobbing in einer Schulklasse auftritt, so ist dies nicht nur das Problem des Schülers, sondern der gesamten Klasse. Heute „ist man sich darüber im Klaren, dass es sich bei Mobbing weder um einen Konflikt noch um ein Problem zwischen zwei Personen handelt. Mobbing betrifft immer eine Gruppe - und je länger es anhält, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit, dass die ganze Klasse sich daran beteiligt.“⁶

Wenn Mobbing in einer Klasse vorkommt, so nehmen neben dem Mobbing-Akteur und dem Mobbing-Betroffenen alle Klassenkameraden bestimmte Rollen ein. Wie kommt es zu diesen Rollen und wie entwickelt sich das Mobbing?

Mobbing beginnt in der Regel damit, dass einzelne Schüler/-innen versuchen, ihre Position im sozialen Gefüge der Klasse zu verbessern. Sie testen: Wer gibt eine gute Zielscheibe für Spott und Bloßstellung, damit man viele Lacher für sich verbuchen kann? Wen lässt man besser in Ruhe, weil er/sie erfolgreich Kontra gibt?“⁷ Dies kann geschehen, wenn eine Klasse neu zusammengestellt wird, oder sich sonst etwas in der Klasse verändert hat, was Auswirkungen auf die soziale Position der einzelnen Schülerinnen hat. Es bilden sich gleichzeitig die folgenden Rollen heraus:

- 1 die Hauptakteure
- 2 die Assistenten (sie mobben auch aktiv, jedoch nicht so häufig)
- 3 die Verstärker (geben Beifall und lachen, wenn Opfer schikaniert wird)
- 4 den Mobbing-Betroffenen
- 5 die Verteidiger/-innen (sie versuchen zu Beginn noch das Opfer zu schützen)
- 6 die Zuschauer/-innen (sie wollen sich heraushalten)
- 7 die „Erdulder“ (sie fühlen mit dem Opfer mit, aber halten sich aus Angst heraus)⁸

In einer Klasse, in der Mobbing stattfindet, gibt es ein Drittel „Zuschauer“ und „Erdulder“, sowie ein Drittel „Verteidiger“. „Haupt-Akteure“, „Assistenten“ und „Verstärker“ stellen ebenfalls ein Drittel dar. Je länger das Mobbing andauert, um so stärker manifestiert es sich. Das Opfer wird mit der Zeit Auffälligkeiten zeigen und immer mehr Zuschauer/-innen, Erdulder/-innen und auch die Verteidiger/-innen werden sagen, dass das Opfer am Mobbing selbst schuld ist. Und irgendwann werden die „Verteidiger/-innen“ zu „Erduldern“.

Der Mobbing-Betroffene kommt nicht alleine aus seiner Rolle heraus. Die Mobbing-Dynamik führt zu einer starren Klassenstruktur, in welcher jeder seinen festen Platz hat. Die Angst aller Beteiligten vor einer Veränderung nimmt zu. Zuschauer, Erdulder, Verteidiger haben Angst, selbst in die Rolle des Opfers zu gelangen. Dennoch: Das Opfer braucht Unterstützung von anderen. Je mehr Personen das Opfer unterstützen, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit das Mobbing zu beenden.

2 Prävention

Bevor ich zur Intervention komme, möchte ich die Möglichkeiten der Prävention darstellen. Mit Prävention kann der Lehrer beginnen, auch wenn er sich nicht ganz sicher ist, ob es sich um Mobbing handelt.

Bei der Prävention sind drei Aspekte von zentraler Bedeutung.

- 1 Es wird eine klare Haltung gegenüber Gewalt und Mobbing benötigt und dass beides nicht toleriert wird.
- 2 Eine „Kultur des Hinschauens statt der des Wegsehens“ muss gefördert werden (Zivilcourage).⁹

- 3 Es ist ein positives Schulklima zu schaffen. Mobbingprävention sollte sowohl auf der Schul- als auch der Klassenebene stattfinden. Selbstverständlich sollte auch ein Interventionskonzept existieren.

Prävention auf der Schulebene

Die Schule muss ihrer klaren Haltung gegenüber Gewalt Ausdruck verleihen. Es reicht nicht, nur Leitbilder oder eine Anti-Mobbing-Erklärung zu formulieren, sondern es muss auch geklärt sein, wie sie im Alltag für alle Schulakteure von Bedeutung bleibt. Diese kann am besten erreicht werden, wenn sie gemeinsam von Lehrern, Eltern und Schülern erarbeitet und diskutiert und in regelmäßigen Abständen überprüft werden. Eng hängt damit die gesamte Konfliktkultur an der Schule zusammen.

Ist es klar geregelt, wie mit Konflikten zwischen Schülern, zwischen Lehrern und Schülern umgegangen wird?

Gibt es Streitschlichter? Streitschlichter nehmen eine präventive Funktion wahr, da Konflikte deutlich geklärt werden und somit manches an Mobbing verhindert werden kann.

Des Weiteren sollten sich Lehrkräfte zum Thema „Mobbing und Gewalt“ fortbilden. Doch damit die gesamten Aktivitäten auch eine dauerhafte Wirkung haben, sollte eine Projektgruppe eingerichtet werden, die weitere Aktivitäten fördert und auswertet.

Prävention auf der Klassenebene

Auf der Klassenebene geht es darum, in der Klasse ein Klima zu schaffen, in dem jeder respektiert wird. Ein Klima, in welchem Konflikte sein dürfen und es ein gemeinsames Bemühen um konstruktive Lösungen in Konfliktfällen gibt. Ein Klima, das Gewalt nicht akzeptiert, ganz gleich in welcher Form. Es sollte die Verantwortung des Einzelnen für sich selbst und die Gruppe gestärkt werden. Dabei gilt es, folgende Aspekte zu beachten:

Klare Regeln

Diese Regeln müssen mit der Klasse erarbeitet werden. Sie müssen den Umgang miteinander thematisieren. Für die Einhaltung der Regeln ist nicht der Lehrer, sondern jeder selbst verantwortlich.

Solidarische Klassengemeinschaft

Mit Hilfe erlebnispädagogischer Übungen kann eine solidarische Klassengemeinschaft aufgebaut und gefördert werden, um ein Anti-Mobbing-Klima zu schaffen.

Konstruktiver Umgang mit Konflikten

Wie schon erwähnt, können Streitschlichter einen positiven Umgang mit Konflikten an der Schule unterstützen. Sie sollten in den Unterricht eingeladen werden, um über ihre Arbeit zu berichten. Dies senkt im Streitfall die Schwelle, auch tatsächlich zu den Streitschlichtern zu gehen.

Informationen zum Thema „Mobbing“

Das Thema „Mobbing“ sollte mit der Klasse thematisiert und über die verschiedenen Rollen beim Mobbing informiert werden.

Zivilcourage

Zivilcourage sollte im Unterricht mit Hilfe von Rollenspielen geübt werden. Hinschauen statt Wegsehen!

Das Angebot der Badischen Landeskirche „Jugendliche werden Friedensstifter/-innen“ ist hierfür sehr gut geeignet, da es sowohl die Klassengemeinschaft fördert, zu Zivilcourage motiviert, als auch Gewalt klar thematisiert.¹⁰

3 Intervention

Wenn nun Mobbing wahrgenommen wurde, so stellt sich sofort die Frage, was zu tun ist? Häufig werden Bestrafungen oder intensive pädagogische Gespräche mit den Hauptakteuren geführt, manchmal wird auch mit den Eltern gesprochen. Doch leider haben sich die meisten dieser Interventionen als relativ erfolglos erwiesen, und manchmal haben sie die Situation für den Hauptbetroffenen noch verschlimmert. In solchen erfolglosen Fällen entschied man sich dann häufig, einen der Beteiligten Hauptakteur oder Opfer aus der Klasse zu nehmen. Allerdings meistens ebenfalls mit wenig Erfolg. Wird der Haupt-Akteur aus der Klasse genommen, so kommt es häufig vor, dass dann ein anderer Mobber in die Fußstapfen des Haupt-Akteurs tritt. Wird das Opfer aus der Klasse genommen, gibt es meistens bald ein neues Opfer. Diese Interventionen haben deshalb selten Erfolg, weil sie nicht die Gruppendynamik bei Mobbing berücksichtigen. Nach der oben beschriebenen Dynamik ist es wichtig, dass die gesamte Klasse miteinbezogen wird. Nur dann kann sich wirklich etwas verändern. Die Zuschauer und Erdulder müssen aktiviert werden und auch die Hauptakteure müssen ihr Verhalten ändern. Es soll im Folgenden kurz eine sehr erfolgreiche und dennoch einfache Methode vorgestellt werden. Der sogenannte No Blame Approach. Mit diesem Ansatz konnte in über 87% der Anwendungsfälle Mobbing zeitnah gestoppt werden.¹¹

No-Blame-Approach

Dieser Ansatz unterscheidet sich grundsätzlich von den meisten anderen Interventionsansätzen. Es wird auf jede Schuldzuweisung verzichtet. „Im Vordergrund des Handelns mit dem No Blame Approach steht, die Mobbing-Betroffenen zu schützen, sie aus ihrer prekären Situation zu befreien und die Voraussetzungen zu schaffen, dass sie wieder ohne Angst vor Schikanen am Schulleben teilnehmen können.“¹² Der Ausgangspunkt des Handelns ist das Leiden des Mobbing-Betroffenen.

Entscheidend für den Erfolg dieses Ansatzes ist die Grundhaltung:

Man geht davon aus, „dass Menschen, wenn sie die Gelegenheit erhalten, human, ethisch motiviert und integer handeln.“¹³ Man unterstellt damit allen Beteiligten, auch den Haupt-Akteuren, dass sie sich für das Wohl ihrer Mitschüler interessieren und bereit sind, daran mitzuwirken, dass Lösungen für Probleme gefunden werden. Es fällt nicht leicht Schüler/-innen mit dieser Grundhaltung zu begegnen, wenn man weiß, dass sie ei-

nem anderen Schüler mitunter seit Jahren das Leben in der Schule zur Qual machen. Dennoch ist sie entscheidend für den Erfolg, wie gleich verdeutlicht wird.

Die Intervention nach diesem Ansatz wird entweder vom Klassenlehrer oder einem anderen Lehrer der Schule oder auch Sozialarbeiter durchgeführt. **Die Intervention gliedert sich in drei Gesprächsschritte:**

- 1 Gespräch mit dem Mobbing-Opfer
- 2 Gespräch mit der sog. Unterstützerguppe (6- 8 Personen ohne Opfer)
- 3 Nachgespräche einzeln mit allen Beteiligten

Gespräch mit dem Mobbing-Betroffenen

In der Regel wird irgendjemand das Mobbing wahrnehmen. Es kann sein, der Betroffene teilt sein Leid einem Lehrer mit oder er kommt nicht mehr in die Schule oder auch die Eltern des Betroffenen wenden sich an die Schule mit der Bitte um Hilfe.

Es findet dann ein Erstgespräch mit dem Mobbing-Betroffenen statt. Das Ziel des Gesprächs ist, den Schüler für die geplante Vorgehensweise zu gewinnen und Zuversicht zu vermitteln, dass sich die schwierige Situation verändern lässt. ¹⁴

In dem Gespräch mit dem Schüler wird das Befinden des Schülers in der Schule im Mittelpunkt stehen und nicht Details zu den einzelnen Mobbinghandlungen. Der Lehrer will mit ihm in Kontakt kommen und Vertrauen aufbauen. Er wird also gefragt, wie es ihm in der Schule geht und ob er möchte, dass sich etwas verändert. Anschließend wird er über das weitere Vorgehen des Lehrers informiert. Er wird gebeten, dem Lehrer Schüler vorzuschlagen, die in die Unterstützungsgruppe sollen. Es wird ihm zugesichert, dass die anderen Schüler keinen Ärger bekommen, wenn der Lehrer mit ihnen spricht. Der Lehrer bittet den Schüler um Einverständnis für das weitere Vorgehen. Der Schüler selbst ist bei den Gesprächen mit der Unterstützungsgruppe nicht dabei und erfährt auch nichts über den Inhalt des Gesprächs mit der Gruppe. Er selbst kann jederzeit mit Lehrer wieder Kontakt aufnehmen, wenn sich die Situation verschlechtern oder gleich bleiben sollte. Der Mobbing-Betroffene erfährt außerdem noch, dass niemand aufgrund seiner Aussagen bestraft wird.

Gespräch mit der Unterstützungsgruppe

Nach dem Gespräch mit dem Betroffenen wird die Unterstützungsgruppe gebildet. Sie hat die Aufgabe den Lehrer zu unterstützen, nicht den gemobbten Schüler. Sie ist das Herzstück des Ansatzes. Sie besteht zu 50 % aus Mobbing-Akteuren (Haupt-Akteure, Verstärker, Mitäufnern) und zu 50 % aus anderen Schüler/-innen (Zuschauer, Erdulder, Verteidiger).

Die Mitglieder der Unterstützerguppe entwickeln gemeinsam Ideen, was sie tun können, damit es dem Opfer wieder gut in der Klasse geht. Die SchülerInnen werden alle zu einem gemeinsamen Gespräch eingeladen, allerdings ohne den Mobbing-Betroffenen.

Es werden nun den Unterstützern keine Details des Mobbings erzählt, sondern es wird beschrieben, wie es dem Schüler geht und was dies für den Lehrer bedeutet. Damit wird klar eine Missbilligung des Mobbing ausgesprochen, obwohl das Wort „Mobbing“ gar nicht erwähnt wird. Die Schüler werden nun fragen, weshalb sie ausgewählt wurden. Darauf gibt ihnen der Lehrer eine ehrliche Rückmeldung bzgl. der Stärken und besonderen Fähigkeiten der Schüler. So kann er z.B. zu dem Haupt-Akteur sagen: „Dich habe ich ausgewählt, weil du jemand bist, der großen Einfluss auf die Klasse hat. Ich glaube, du kannst etwas in der Klasse erreichen!“ Diese Rückmeldung ist absolut wichtig, damit der Ansatz funktioniert. Es muss auf jede Form der Beschuldigung verzichtet werden, da sonst die Bereitschaft zur Mitarbeit sofort verschwindet. Im nächsten Schritt entwickelt jeder Ideen, was er tun könnte. Diese Punkte werden festgehalten. Dann wird ihnen für die Bereitschaft gedankt und es wird ein Nachgespräch vereinbart.

Nachgespräch einzelnen mit allen Beteiligten

Das Nachgespräch findet ca. 14 Tage später statt. In den Nachgesprächen wird nicht überprüft, ob die Unterstützungsgruppe ihre Zusagen umgesetzt hat, sondern es geht darum, ob sich die Situation des Betroffenen verbessert hat und wie es nun allen Beteiligten geht. Deshalb wird der Betroffene gefragt, ob er festgestellt hat, dass sich etwas verändert hat und die Unterstützungsgruppe wird gefragt, ob sie glaubt, dass die Situation des Betroffenen sich jetzt verbessert hat. Und wie bereits erwähnt, hört in 87 Prozent der Fälle das Mobbing auf.

Der Erfolg dieses Ansatzes lässt sich auf mehrere Faktoren zurückführen.

Erstens wird Mobbing klar zurückgewiesen. Zweitens wird die Lösung in den Fokus genommen und alle Energien richten sich darauf, dass sich die Situation des Betroffenen verbessert, und drittens erleben alle Beteiligten Wertschätzung und Respekt, ohne dass Mobbing gerechtfertigt würde, und schließlich setzt der Ansatz direkt an der Dynamik des Mobbing an, beteiligt die Klasse und traut ihnen verantwortungsvolles Verhalten zu.

4 Schlussbemerkung

Mobbing ist ein weitverbreitetes Phänomen in Schulklassen. Schule hat dafür zu sorgen, dass den Schüler/-innen keinen Schaden zugefügt wird, wie es durch Mobbing geschieht. Deshalb ist es wichtig, dass Schulen sich des Themas annehmen und dann präventiv aktiv werden. Der No Blame Approach ist ein neuer Ansatz, der die Dynamik des Mobbings aufnimmt und ermöglicht, dass verschiedenen Schüler/-innen besser miteinander in der Klasse leben und lernen können.

ANMERKUNGEN:

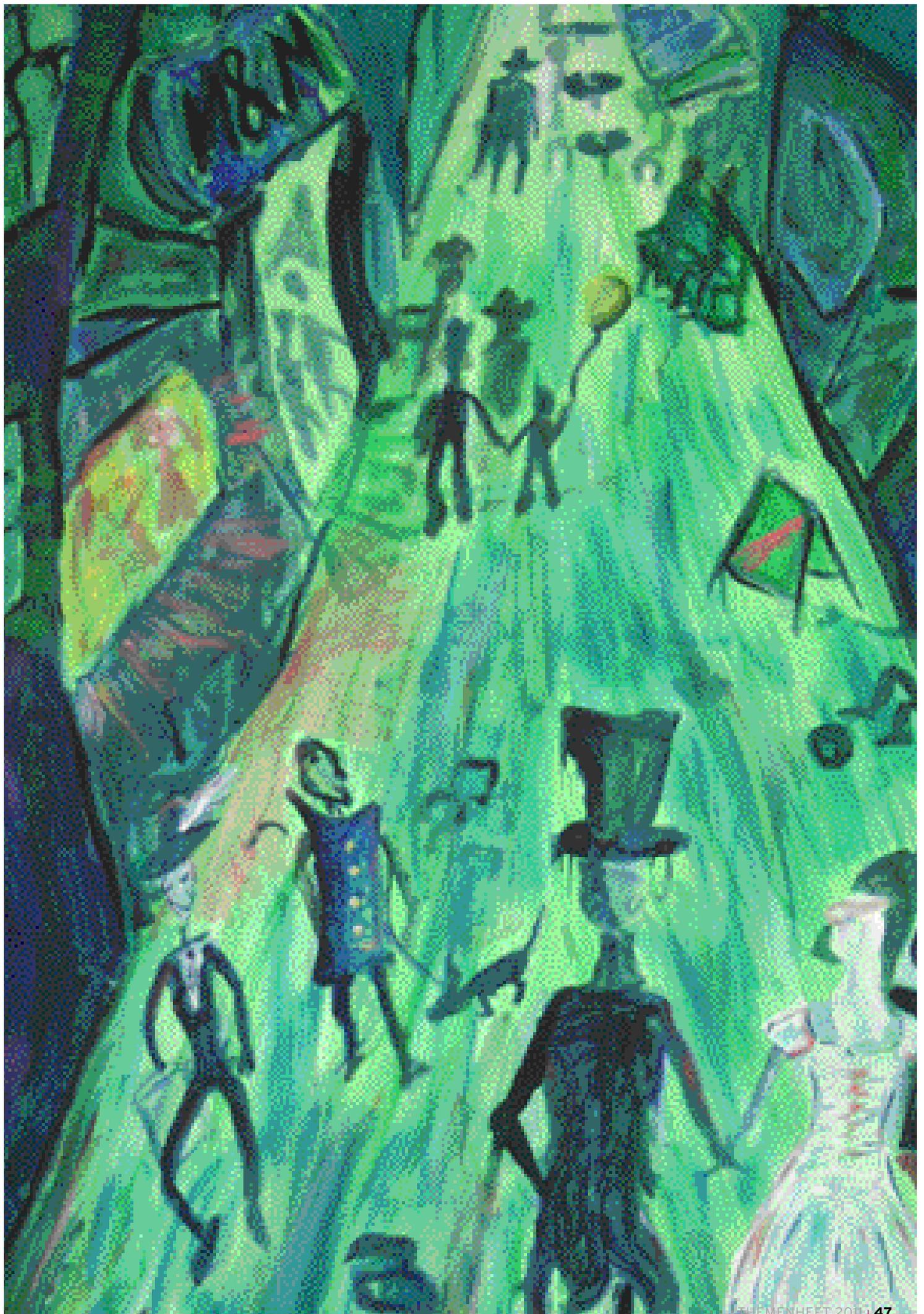
- 1 Gugel, Günther (2010): Handbuch Gewaltprävention II. Für die Sekundarstufen und die Arbeit mit Jugendlichen. Tübingen: Inst. für Friedenspädagogik [u.a.] (Grundlagen - Lernfelder - Handlungsmöglichkeiten / Günther Gugel); S. 9
- 2 vgl. Blum, Beck 2010, S. 20f, Jannan 2009, S.26, Riebel 2008, S. 4
- 3 Vgl. Blum, Heike; Beck, Detlef (2010): No Blame Approach. Mobbing-Intervention in der Schule; Praxishandbuch. Vorwort von Robinson, George; Maines, Barbara. Köln, S. 29
- 4 Schäfer, Mechthild; Herpell, Gabriela (2010): Du Opfer! Wenn Kinder Kinder fertigmachen; der Mobbingreport. 1. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 34
- 5 Blum, Beck 2010, S. 31ff
- 6 Schäfer, Herpell, 2010, S. 120
- 7 Köstler, Anja (2009): Keine Angst vor Mobbing! In: Katechetische Blätter, Jg. 134, H. 1, S. 22
- 8 Blum, Beck 2010, S.45f
- 9 Vgl. Kasper, Horst (2001): Streber, Petzer, Sündenböcke. Wege aus dem täglichen Elend des Schülermobbings. Lichtenau, S. 87
- 10 Weitere Informationen zu diesem Angebot: www.friedensstifter-baden.de
- 11 Vgl. Blum 2010, S. 59
- 12 Blum 2010, S. 64
- 13 Blum 2010, S. 64
- 14 Blum 2010, S. 90



Stefan Maaß, geb. 1964, Sozialarbeiter und Religionspädagoge. Seit 2002 Beauftragter der Evang. Landeskirche Baden für Gewaltprävention, Leitung des Projekts „Jugendliche werden Friedensstifter/-innen“, Jugend- und Familientrainer sowie Trainer für Mediation an Schulen.



CHRISTIAN MORGENSTERN
Nachtgesang der Fische



MITEIN- ANDER LERNEN

TEXT_DR. HANS MAAß

Aufeinander zu hören, um miteinander leben zu können wird im Schulalltag besonders aktuell, vor allem in Schulen mit hohem Ausländeranteil. Dort stellt dies nicht nur eine tägliche Herausforderung dar, sondern bietet auch besondere Chancen, das gegenseitige Verstehen und Zusammenleben praktisch einzuüben. Dass dies gelingt, ist Hoffnung und Aufgabe unserer Schulen – nicht nur um des Schulfriedens willen, sondern darüber hinaus für das Zusammenleben kulturell unterschiedlicher Gruppen unserer Gesellschaft. Deshalb sind entsprechende Unterrichtsarrangements auch in Schulen ohne Ausländer wichtig. War es vor 60 Jahren noch nötig, das Zusammenleben von Protestanten und Katholiken zu lernen, so gilt dies heute vor allem bezüglich der Muslime unter uns. Jüdische Schüler sind seltener in unseren Klassen. Verbergen Christen in der Öffentlichkeit oft ihre religiöse Bindung, weil Religion als Privatsache gilt, sind immer häufiger im Fernsehen deutsche Fußball-Nationalspieler zu beobachten, die sich vor einem Spiel in typisch muslimischer Gebetshaltung darauf vorbereiten. Der Islam sichtbar unter uns! Wie gehen wir damit um? Übergehen wir dies peinlich angerührt oder sind wir in der Lage, uns darüber vorurteilsfrei und um gegenseitiges Verständnis bemüht zu unterhalten?

Ein Unterrichtsbuch, das wir nachstehend vorstellen, will junge Menschen, Juden, Christen und Muslime befähigen, sich über Gemeinsames wie Verschiedenes zu unterhalten und sich gegenseitig zu respektieren.

[Hrsg.] Sharon Ayalon/Susanne Urban,
Center for Educational Technology,
Tel Aviv

[Übers.] Ursula Blank-Sangmeister
MITEINANDER REDEN.

**Ein Gott, drei Religionen im Alltag
junger Menschen,**

160 Seiten, paperback,
zahlr. Abbildungen und DVD.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht,
Göttingen 2009,
ISBN 978-3-525-79023-6

Ziel dieses Arbeitsmaterials, das ursprünglich in und für Israel erstellt wurde, ist es nach dem Vorwort der Herausgeber, »bei 14- bis 18jährigen Jugendlichen eine bessere Kenntnis über den sogenannten »Anderen« zu vermitteln.« Dies ist nicht nur in Israel eine wichtige Aufgabe, sondern auch bei uns »angesichts der Tatsache, dass auch in

der deutschen Jugendszene ... verschiedene Traditionen, Kulturen, Religionen aufeinanderprallen«. Deshalb wurden die ursprünglich für Israel konzipierten Materialien an den »deutschen Kontext adaptiert« und von der EU unterstützt.

Sehr eindrucksvoll sind zu Beginn die Interviews mit vier jungen Deutschen bzw. in Deutschland Lebenden über ihr Verhältnis zu ihrer Religion. Damit lassen sich im Unterricht sicher erste Gespräche anstoßen. Die Abschnitte zu einzelnen Themenkreisen (z.B. »Am Anfang«, »Heilige Schriften«, »Traditionen« usw.) sind informativ, sofern sie gute Zusammenstellungen repräsentativer Texte enthalten. Deren Erfassung wirkt allerdings etwas schematisch. Anspruchsvoller sind dagegen Aufgaben wie: »Entwickle ein Konzept für ein kontroverses Gespräch«. Dies wird wohl nur in der gymnasialen Oberstufe zu leisten sein. Ob sich dazu allerdings – wie angeregt – ein Text aus Röm 4 eignet, muss sich in der Realität zeigen.

Wie ist das Buch angelegt? Jeder Themenbereich ist nach Judentum, Christentum, Islam gegliedert und mit Sachinformationen be-

züglich der jeweiligen Fragestellung versehen. Darauf folgen Textbeispiele aus Bibel und rabbinischer Tradition bzw. Koran, so dass auch Angehörigen der jeweils anderen Religionen die einschlägigen Texte (»T«) in Auswahl vorliegen. Die Einteilungen in A, B, C bezeichnen manchmal die jeweiligen Auffassungen der drei Religionen zu der behandelten Thematik, manchmal aber auch Unterthemen. Hier wäre ein einheitlicheres Einteilungssystem sicher hilfreicher gewesen.

Am Ende des Bandes stehen vier Interviews mit einem Rabbiner, einem katholischen und einem evangelischen Pfarrer und einem Hod-scha. Sie geben kurze Antworten auf Fragen nach einem religiösen Lebenslauf in ihrer Gemeinschaft, nach den hierarchischen bzw. organisatorischen Strukturen und ihrer persönlichen Motivation zu ihrem Beruf. Wo es möglich ist, sollte man allerdings Vertreter dieser Religionen in den Unterricht einladen; dabei können diese Interviews zu einer sinnvollen Vorbereitung auf solche Gespräche dienen.

Sehr gut eignen sich für den Unterricht die Ton- und Bildbeispiele auf der DVD mit gut erklärenden Texten. ■





Gib deinem Diener ein
HÖRENDES HERZ, um zu richten
dein Volk, um zu verstehen zwischen
gut und böse. Denn wer kann dieses
dein mächtiges Volk richten? 1. Kön 3,9

Deutschland steckt gegenüber Israel in einem Dilemma.
Kein anderer befreundeter Staat verletzt so andauernd Völker- und Menschenrecht.

Eine komplizierte Geschichte Unser ISRAEL

TEXT_MICHA BRUMLIK



Unser Israel? Unser Israel! Die Schwierigkeiten, in Deutschland zum Konflikt zwischen dem Staat Israel und den Palästinensern Stellung zu nehmen, entspringen einem Dilemma: Einerseits ist der Staat Israel aufgrund der Verantwortung Deutschlands für die nationalsozialistische Massenvernichtung an sechs Millionen europäischen Juden nicht nur Gegenstand besonderer politischer Fürsorge. Er ist auch - soweit das bei Staaten überhaupt möglich ist - ein enger Freund. Freilich erstreckt sich die politische Verantwortung Deutschlands für das jüdische Volk keineswegs nur auf den Staat Israel. Aus diesem Grunde ließ die Bundesrepublik russische Juden nach dem Ende der Sowjetunion - auch gegen den erklärten Widerstand Israels - vergleichsweise großzügig einwandern. Allerdings: Sosehr der Staat Israel ein enger politischer Freund ist, so sehr gilt ebenso, dass kein anderer befreundeter Staat das Völkerrecht und Menschenrechte seit mehr als vierzig Jahren so kontinuierlich verletzt, wie es Israel im Westjordanland und in Gaza tut. Vergleichbar ist das deutsche Dilemma gegenüber Israel allenfalls mit dem Verhältnis zu den USA zu Zeiten des Vietnamkrieges oder im „Krieg gegen den Terror“, Stichworte: Abu Ghraib und Guantánamo.

Zu fragen ist, ob sich für Israels Verstöße gegen Völker- und Menschenrecht gute moralische oder politische Gründe ins Feld führen lassen. Etwa, ob die überwiegend ideologisch begründete, kaum noch reversible Siedlungspolitik im Westjordanland ein guter Weg ist, um die Existenz des Staates in einem feindlichen Umfeld zu sichern? Ob die Abriegelung Gazas die antisemitische Hamas geschwächt hat? Und welchen Nutzen die Schikanen an den Straßensperren im Westjordanland sowie die Abschiebung von Palästinensern, die ihren Wohnsitz in Jerusalem haben und keine Ausländer sind, bringen?

Gesinnung und Verantwortung

Natürlich gibt es andere Staaten, die quantitativ und qualitativ sehr viel intensiver gegen Völker- und Menschenrecht verstoßen als Israel, darunter Länder wie Russland, China oder die Türkei. Doch kann es bei einer moralisch sensiblen Politik nicht um das Abarbeiten einer Negativliste gehen, an deren Ende irgendwann der Staat Israel steht. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Aufgrund des Holocaust wird Israel im deutschen Bewusstsein immer einen anderen Platz einnehmen als Kirgisien oder der Kongo. Und: Wer nicht versteht, dass wir, wenn wir über Israel diskutieren, weniger einen Beitrag zur Lösung des Nahostproblems liefern als einen Beitrag zu unserem Verhältnis zur

NS-Vergangenheit, sollte sich an der Debatte besser nicht mehr beteiligen.

Was die moralische Haltung der politischen Klasse, Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft hierzulande gegenüber Israels Politik betrifft, gibt es zwei Extrempositionen, die in vielfältigen Variationen auftreten. Auf der einen Seite eine schuld- und schambewusste Gesinnungsposition: Nach dem, was Deutsche Juden im Holocaust angetan haben, steht es weder deutscher Politik noch ihrer Öffentlichkeit zu, israelische Politik zu kritisieren oder gar zu beeinflussen. Dem steht auf der anderen Seite ein verantwortungsethisches Argument entgegen: Gerade weil Deutschland und Deutsche sechs Millionen europäischer Juden ermordet haben, ist es die Pflicht Deutschlands, den Staat Israel - im Zweifel auch gegen den Willen seiner Regierungen - von Handlungen abzuhalten, die seine Sicherheit gefährden. Wird also dort politische Scham mit der Überzeugung verbunden, dass israelische Regierungen auf jeden Fall besser beurteilen können, was der Sicherheit ihres Staates dient, so wird hier Verantwortung mit der Vermutung verbunden, dass sich sogar israelische Regierungen bei der Wahrnehmung ihrer Interessen irren können.

Fragwürdige Grundannahmen

Dabei gehen beide Positionen von gemeinsamen Grundannahmen aus: Erstens, dass der Staat Israel eine unmittelbare Folge des Holocaust ist, sowie zweitens, dass der Staat Israel das einzige Mittel ist, Juden vor weiteren Diskriminierungen, Verfolgungen und Massenmorden zu schützen. Beide Annahmen sind jedoch bestreitbar: Das eine ist eine historische Hypothese, das andere eine Prognose.

Dazu nur zwei Anmerkungen: Erstens beginnt die Geschichte der israelischen Staatsgründung - sowie der Konflikt mit den palästinensischen Arabern - im späten 19. Jahrhundert. Die große, konfliktverschärfende Masseneinwanderung der 1920er und frühen 1930er Jahre kam aus dem damals antisemitischen Polen, nicht aus Deutschland oder Österreich. Und ohne die Zustimmung der Sowjetunion wäre es nie zum völkerrechtlich bindenden UN-Teilungsbeschluss Palästinas gekommen. Das Motiv des Antisemiten Sta-

lin, dem Teilungsplan zuzustimmen, war nicht die Sorge um das jüdische Volk, sondern das strategische Ziel, den britisch dominierten Nahen Osten durch einen sozialistischen Staat zu unterminieren.

Kein Staat der Überlebenden

Und schließlich: Obwohl viele Holocaustüberlebende dort nach 1947 Zuflucht fanden, ist Israel nicht der Staat der Überlebenden - die allermeisten seiner jüdischen Einwohner hatten und haben eine andere Herkunft.

Was jedoch die Zukunft betrifft: Wenn die wahn-sinnige, atomare Rüstungspolitik der Islamofaschisten im Iran von etwas zeugt, dann, dass es der Staat Israel ist, der dadurch von einem atomaren Massenmord bedroht wird. Das aber stellt seine Funktion als Rettungsanker für bedrohte Juden in aller Welt infrage.

Wenn weder Rettungsfantasien noch historische Hypothesen die hohe Bedeutung Israels im deutschen Bewusstsein begründen können, was dann? Das ist die Frage, die künftige Generationen deutscher PolitikerInnen, der Öffentlichkeit und der Zivilgesellschaft zu beantworten haben. Sie werden gut daran tun, sich dabei an jener Maxime zu orientieren, die der Öffnung für die jüdische Immigration aus der ehemaligen UdSSR zugrunde lag. Dabei ging es darum, für die Zukunft ein vielfältiges jüdisches Leben in Deutschland zu fördern und zu sichern. Für die meisten Juden aber - unabhängig davon, ob sie dort leben oder nicht - spielt Israel eine existenziell wichtige Rolle; sei es ob verwandtschaftlicher Bindungen, religiöser Überzeugungen oder ihres kulturellen Selbstverständnisses.

Wenn deutsche Politik willens ist, sich der NS-Vergangenheit zu stellen und - anstatt nur zähneknirschend Haftungspflichten zu akzeptieren - dafür eine zukunftsgerichtete Verantwortung zu übernehmen, wird die Politik israelischer Regierungen sowie der vielstimmige, oft gegensätzliche Diskurs von Juden über diese Politik auch weiterhin eines ihrer zentralen Themen sein müssen. Freilich: Wie in allen anderen Politikfeldern wird auch die Frage, wie die Sicherheit dieses Staates und das Leben seiner Bürger am effektivsten garantiert werden können, umstritten sein. Aber das ist demokratische Normalität. ■

MICHA BRUMLIK

Wenn wir über Israel diskutieren, geht es mehr um unser Verhältnis zur NS-Vergangenheit als um das Nahost-Problem
Mit freundlicher Genehmigung
taz, 2. Juli 2010



Micha Brumlik lehrt Erziehungswissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Von 2000 bis 2005 leitete er dort auch das Fritz Bauer Institut zu Geschichte und Wirkung des Holocaust.

Palästinenser, Israelis und Deutsche im Gespräch

Dialog in

TEXT_HENNING NIEDERHOFF

1. Das Thema

Das Buch *Dialog in Yad Vashem* berichtet von einem Projekt, das unmittelbar nach dem Inkrafttreten der Osloer Friedensverträge begonnen wurde und bis heute fortbesteht. Auf dem langen, mühseligen und bis in die Gegenwart von zahlreichen Rückschritten begleiteten Weg zum Frieden in Nahost wurden und werden Menschen zusammengeführt, die ansonsten kaum Berührungspunkte miteinander haben. Dies, obwohl Palästinenser und Israelis auf dem beengten Gebiet, das für sie Heimat bedeutet, in unmittelbarer Nachbarschaft voneinander leben.

Das Riskante an diesem Projekt ist nicht nur, dass Palästinenser und Israelis über Themen sprechen, über die es im Friedensprozess bislang keine Verständigung gegeben hat. Das Besondere ist vor allem der Raum, in dem diese Begegnungen stattfinden. Die Palästinenser, Israelis und Deutschen besuchen gemeinsam die Gedenkstätte von Yad Vashem in Jerusalem, die an die Shoah erinnert, und sie suchen gemeinsam zerstörte arabische Dörfer auf, die für Vertreibung und Flucht und für das bis in die Gegenwart ungeklärte Schicksal der Palästinenser stehen. Es handelt sich um symbolische, emotionsbeladene Orte, die als grundlegend und identitätsstiftend für das historische Bewusstsein und somit als Legitimation für die jeweiligen politischen Ansprüche betrachtet werden. Es ist ein Prozess der konkreten Begehungen mit diesen symbolischen Räumen und ein Prozess der Auseinandersetzung zwischen den Menschen, die den Mut finden, sich auf diese Herausforderung einzulassen.

Im Vordergrund dieser sehr persönlichen Dokumentation stehen die Beteiligten und ihre höchst unterschiedlichen Perspektiven auf die Vergangenheit und politische Gegenwart Israels und Palästinas.

Durch die sehr intensiven und eindrücklichen Einblicke in die Komplexität des Konflikts, die die Teilnehmer im Verlaufe des Projekts machen konnten, trägt dieser Bericht dazu bei, besser zu verstehen, was die Verständigung zwischen Palästinensern und Israelis so unendlich schwierig und doch so existenziell dringend und drängend notwendig macht. Darüber hinaus bietet *Dialog in Yad Vashem* eine weit über den Nahen Osten hin-

ausreichende Reflexion über den schmerzhaften Prozess der Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Geschichte.

2. Leitmotive - Warum ein Dialog?

Ich wurde 1946 in Lüneburg als Kind von Flüchtlingen aus Mecklenburg geboren. Nach Abschluss meines Jurastudiums begann ich meine berufliche Laufbahn in der Niedersächsischen Landesverwaltung bei der Bezirksregierung Lüneburg, die u. a. auch für die KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen zuständig war. 1977 stattete der damalige israelische Außenminister Moshe Dayan seinen ersten offiziellen Besuch der Bundesrepublik Deutschland ab. Als erste Station des Programms, noch vor den politischen Gesprächen in Bonn, besuchte er die Gedenkstätte Bergen-Belsen. Anders als heute, gab es dort damals keine pädagogischen oder wissenschaftlichen Fachkräfte, die eine Führung des ausländischen Gastes hätten übernehmen können. So wurde der Auftrag, dem Gast aus Israel eine geeignete Person zur Verfügung zu stellen, vom Auswärtigen Amt in Bonn, an die Niedersächsische Staatskanzlei in Hannover und von dort an die lokal zuständige Behörde in Lüneburg weiter delegiert.

Und die griff auf mich, einem ihrer jüngsten Beamten, zurück.

Welche Qualifikation zeichnete mich für diesen ungewöhnlichen Auftrag aus? Keine, außer dass ich Englisch sprach, und der Umstand, dass ich nach dem Krieg geboren war. Das zusätzliche Wissen über die Verbrechen in Bergen-Belsen, das ich mir in Vorbereitung auf den Staatsbesuch aneignete, wurde ein prägender Bestandteil meines Entwicklungsprozesses. Nicht mit schamhaftem Schweigen, sondern mit Worten musste ich mich der Shoah nähern. Die dadurch gewonnene Erfahrung, dass es notwendig ist, das Unausprechliche auszusprechen, hat mich nicht mehr losgelassen. Sie gab mir die Kraft, auch in Israel und Palästina nicht nur genauer hinzuhören, wenn das Gespräch auf den Holocaust kam, sondern Menschen, die es nicht gewohnt waren miteinander zu sprechen, zum Sprechen über ihre gemeinsame Vergangenheit zusammen zu führen.

Als ich 1996 in Ramallah meine Arbeit als Landesbeauftragter der Konrad-Adenauer-Stiftung für die Autonomen Palästinensischen Gebiete aufnahm, erschreckten mich die lautstark und unkritisiert vorgebrachten Sympathie-Bekundungen, die Deutschland in Bezug auf seine unheilvolle Vergangenheit entgegengebracht wurden. Ich begriff, dass viele Palästinenser nichts von der Shoah verstanden hatten oder eine Position zum Holocaust einnahmen, die diametral zu den historischen Fakten stand. Ich wollte herausfinden, vor welchem Hintergrund Menschen in Palästina, unter denen ich schließlich die nächsten vier Jahre leben und arbeiten würde, zu solchen Ansichten und Aussagen kamen.

In Gesprächen mit palästinensischen Intellektuellen traf ich aber durchaus auch auf reflektiertere Positionen zur Shoah. Diese Historiker, Politologen und Journalisten bestätigten meine Vermutung, dass das eigene Leid der Palästinenser, aber vor allem die angespannte Alltagssituation der Menschen, die Bereitschaft überlagern, historische Zusammenhänge zu verstehen. Die Last der Gegenwart und das persönlich durchlebte Leid sind dominant und verstärken die Tendenz, das Leid des Anderen entweder ganz zu negieren oder es auf ein Ausmaß zu reduzieren, das die andere Seite als diskriminierend empfindet.

Sich über das Leid des jüdischen Volkes zu informieren, sich mit ihm auseinander zu setzen und dies von der eigenen Situation als besetztes Volk zu abstrahieren, fordert wohl mehr, als viele Palästinenser zu geben bereit sind oder können. Besonders, da sie davon überzeugt sind, dass das Leid der Juden, für das sie als Palästinenser nicht verantwortlich sind, politisch instrumentalisiert wurde und wird, um die Entwicklung im Nahen Osten nach 1945 zu begründen und die Unterdrückung des palästinensischen Volkes zu rechtfertigen. Sie haben große Mühe zu verstehen, dass das heute im Nahen Osten so starke jüdische Volk gestern in Europa verfolgt und nahezu ausgelöscht wurde.

YAD VASHEM



Eine ähnliche mangelnde Bereitschaft, sich mit der Vergangenheit der anderen Seite auseinander zu setzen, begegnete mir aber auch in Israel. Dies insbesondere in Bezug auf al-nakba (arab. die Katastrophe), wie die Palästinenser die Ereignisse von 1948 nennen, die Vertreibung und Flucht der Palästinenser aus ihrer angestammten Heimat, den Gebieten, die heute Israel sind. Al-nakba steht nicht nur für die Entvölkerung von Stadt und Land, sondern auch für die fast vollständige Zerstörung der palästinensischen Gesellschaftsstruktur. In Israel wurde über Jahrzehnte und teilweise bis in die Gegenwart nicht nur das Ausmaß der Nakba und ihre tragischen Konsequenzen gelehrt, sondern auch die über Jahrhunderte währende Präsenz der arabischen Bevölkerung in Palästina in Frage gestellt.

3. Das Projekt

Vor diesem Hintergrund organisierte ich die ersten gemeinsamen Besuche in Yad Vashem, die schließlich ab Anfang 1998 regelmäßig stattfanden. Die intensiven Eindrücke, die sie bei den Besuchen hinterließen, habe ich in einer Reihe von Reflexionen und Interviews mit den ehemaligen Teilnehmern gesammelt. Ihre Äußerungen stellen einen

wichtigen Grundstock des Buches dar. Meine Rolle sah ich nicht auf die technische Abwicklung der Begegnung zwischen Palästinensern und Israelis beschränkt. Vielmehr war ich ein aktiver Teilnehmer des Dialogs, der sich als Deutscher auf die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einlassen wollte. Anfangs verdeckte die positive Reaktion der Teilnehmer auf die Besuche in Yad Vashem die emotionale Belastung, die diese Form der Auseinandersetzung mit der Shoah für mich persönlich bedeutete. Die von mir bewusst gewählte Aufgabe, Palästinenser an die von Deutschen begangenen Verbrechen heranzuführen, und dies in Begleitung von Nachfahren der Opfer, diese Aufgabe wurde für mich von Besuch zu Besuch schwerer. Wie hätte es auch anders sein können? Ich fühlte mich bald überfordert, und ich kam zu dem Entschluss, die Besuche nicht weiter fortzusetzen. Zu meinem Erstaunen kam Widerspruch ausgerechnet von palästinensischer Seite. Man sagte mir, dass die Besuche in Yad Vashem und die Gespräche mit Israelis und Deutschen über die Shoah und deren Auswirkungen auf die aktuelle Lage im Nahen Osten für die Palästinenser von großer Bedeutung seien und dass sie nicht aufgegeben werden dürften. Die Initiative für dieses Projekt aber

könne unter den derzeit obwaltenden politischen Umständen, nicht von Palästinensern ausgehen, sie müsse vielmehr weiterhin von außen kommen. Niemand als die Deutschen seien dazu besser geeignet. So machten wir weiter.

4. Die Akteure

Im Folgenden werden einige Beteiligte und ihre Position zum Dialog vorgestellt:

Der palästinensische Journalist Sami Kamal aus Ostjerusalem vertrat vor seinem ersten Besuch in Yad Vashem die Position, dass ihn als Palästinenser der Holocaust eigentlich nichts angehe. Freimütig gibt er Auskunft, dass er sich an diesem Projekt ursprünglich nur deswegen beteiligt habe, um zu sehen, ob der 'verrückte Deutsche' tatsächlich von den Palästinensern erwartet, dass sie aufgrund der Dokumentation des jüdischen Leids bereit sind zu sagen: „Liebe Juden, hier in Yad Vashem habe ich erstmals richtig verstanden wie viel ihr gelitten habt. Ich bitte Euch, nehmt alles, nehmt Euch ganz Palästina, denn Euer Leid ist unermesslich!“ Dennoch nimmt Kamal auch an einem zweiten Besuch der israelischen Gedenkstätte teil und plädiert schließlich sogar in einem Zeitungsartikel dafür, dass die Palästinenser über ihre eigene Opferrolle hinaus, auch das Leid der Juden in Europa mit solidarischem Blick sehen sollten.

Ghassan Abdullah musste als Kind mit seinen Eltern aus dem ehemals palästinensischen Acre, dem heutigen Akko, in den Libanon flüchten, wo er in einem Flüchtlingslager aufwuchs. Er kann Yad Vashem nicht ohne unmittelbaren Bezug zu dem Schicksal der Palästinenser nach 1948 betrachten: „Ein palästinensischer Flüchtling kann sich besonders gut die Endlosigkeit des Leidens der Opfer und das Elend der Überlebenden vorstellen, wenn geliebte Angehörige ermordet wurden, Häuser und Besitz verloren und Gemeinschaft und Beziehungen auseinander gerissen sind.“ Dennoch, so meint der politische Aktivist, der damals an der juristischen Fakultät der Birzeit-Universität tätig war, kann er Yad Vashem nicht anders als mit den Augen und dem Herzen eines Palästinensers sehen. Und diese sehen in den Zäunen und dem Stacheldrahtes des Warschauer Gettos auch die Zäune und den Stacheldraht, die die Menschen im Gazastreifen einsperren.

„Mein Blut ist armenisch, mein Herz palästinensisch“, so beschreibt sich Elise Aghazarian, die im Armenischen Viertel der Altstadt von Jerusalem wohnt, an der palästinensischen Universität Birzeit studierte und nach Abschluss ihres Studiums als UN-Volontärin in einem Forschungsprojekt der Europäischen Union mitarbeitete, das die Lebenssituation von Palästinensern in Ost-Jerusalem zum Thema hat. Den Holocaust und seine Darstellung in Yad Vashem kann die Armenierin wiederum nur vor dem Hintergrund des Genozid an ihrem eigenen Volk betrachten.

Shlomo Shpiro, der als israelischer Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung in Deutschland Politikwissenschaften studierte, hält die Idee des Dialogs für revolutionär, glaubte aber zu Beginn des Projekts nicht wirklich daran, dass sie funktioniert: „Es sollten 'normale' Menschen, Menschen, die keine Politiker, keine Meinungsführer sind zusammengebracht werden, um die heikelsten, die tiefgreifendsten, die sensibelsten und schmerzlichsten Fragen des israelisch-palästinensischen Konflikts zu berühren. Selbst erfahrene Politiker wollen diese Themen nicht antasten, weil sie wissen, dass es viel zu schmerzlich, viel zu tiefgreifend ist, sich darauf einzulassen: Auf der israelischen Seite die durch den Holocaust verursachte Furcht vor Vernichtung und auf der palästinensischen Seite das Gefühl aus dem eigenen Land hinausgeworfen worden zu sein, wofür die im Jahre 1948 verlorenen Dörfer stehen.“ Heute hat Shpiro als Experte für Terrorismusfragen einen Lehrstuhl an der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan inne und ist einer der treibenden Kräfte, die sich für die Fortsetzung des Dialogs einsetzen.

Für den 1925 in Wien geborenen Ari Rath, gibt es keinen besseren Weg als die friedensschaffenden Maßnahmen des Dialogs, um der Opfer des Holocaust zu gedenken. Er befürwortet die Verknüpfung: Besuche von Palästinensern in Yad Vashem und die Besuche in den zerstörten arabischen Dörfern. Darüber hinaus sollte die Geschichte Israels und des jüdischen Volkes den Palästinensern auch auf Arabisch vermittelt werden, in Israel sollte man sich mit dem Narrativ der Palästinenser auseinandersetzen. Gleichzeitig appelliert der Publizist an beide Parteien, „Kraft und Vernunft“ einzusetzen, um: „auch auf der Basis einer schlimmen gegenseitigen Vernichtung, ein neues Leben aufzubauen.“

Ariel Blum, Mediator und israelischer Reserveoffizier, hinterfragt nicht nur den Sinn des Dialogs, er stellt generell die Rolle, die Deutschland in der Vermittlung im Nahostkonflikt einnimmt, in Frage. „Ihr könnt hier nicht Mediator sein, Ihr seid Teil des Problems!“, erklärt er, dessen Vater das KZ Bergen-Belsen überlebt hat.

Von deutscher Seite beteiligt sich die Nahostkorrespondentin Inge Günther, am Dialog. Für sie sind diese Begegnungen eine „Bewusstseinsweiterung, die sich auch auf der Grundlage meines journalistischen Selbstverständnisses nicht auf professionelle Distanz beschränken lässt.“ In ihrer Jerusalemer Wohnung hat sie auf einer alten Tafel mit Kreide einen alten Spruch festgehalten: „Seid realistisch, versucht das Unmögliche.“ Für Günther eine Erinnerung das da, was für Realität gehalten wird, nichts unumstößliches ist und damit auch als Sinnbild für den Dialog steht, wie Günther es beschreibt: „Zusammen etwas zu versuchen, was zunächst für unmöglich gehalten wurde, öffnete tatsächlich neue Möglichkeiten.“

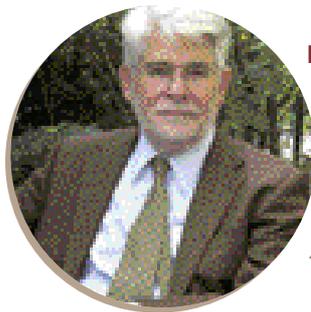
5. Das Projekt in der Krise und seine Perspektiven für die Zukunft

Durch den Ausbruch der Zweiten Intifada im September 2000 kam der Dialog zum Stillstand. Während der kriegsähnlichen Auseinandersetzungen waren Begegnungen zwischen Palästinensern und Israelis schon allei-

ne wegen der Absperrungen nicht mehr möglich. Ich war inzwischen nach Ablauf meines Vertrages nach Deutschland zurückgekehrt, bemühte mich aber, den Kontakt zu den Teilnehmern am Dialog aufrecht zu erhalten. Ab 2002 hat es weitere Treffen der Kerngruppe gegeben, und neue Besuche an den historischen Orten wurden und werden mit neuen Teilnehmern durchgeführt. Aber die Mauer und der Zaun, der Palästinenser der West Bank von Israelis trennt, ist ein großes Hindernis für die Fortsetzung und Ausweitung der Begegnungen. Eine Beschränkung auf Menschen, die diesseits der Trennlinie leben, wurde notwendig.

Schon in der Vergangenheit hatte unser Diskurs über lebendige Geschichte unser Vorhaben oft als die „mission impossible“ erscheinen lassen. Die politische Lage macht sie nicht einfach. Sie hatte aber die Mitglieder der Kerngruppe nicht teilnahmslos oder feindlich füreinander gemacht. Sie treffen sich immer wieder, und einige waren sogar der Einladung des Auswärtigen Amtes zu einem Besuch nach Berlin gefolgt, als das Buch im April 2010 im Auswärtigen Amt der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Es tat gut, über unsere Ziele zu sprechen, auch wenn uns bewusst ist, dass dieses Empfinden vorerst auf unsere kleine Gruppe beschränkt ist und wohl kaum dem Großteil der israelischen und der palästinensischen Bevölkerung entspricht.

In einer Buch-Rezension in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 10. März 2010 schrieb Wolfgang Günther Lerch: „Das intellektuelle und psychologische Haupthindernis zwischen beiden Völkern ist die Weigerung, die historischen Traumata des anderen zu akzeptieren, sie nicht aufzurechnen oder zu verharmlosen, sondern wirklich zu verstehen. ... Man mag einwenden, das alles sei nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Auch Ausblicke der Beteiligten sind eher düster. Aber was, so muss man sich fragen, wäre die andere Möglichkeit als solche Friedensarbeit.“ Und Gisela Dachs fasst das Projekt in ihrer Rezension in der ZEIT vom 11. Februar 2010 mit folgenden Worten zusammen: „So eine Tiefe gab es bisher nur selten bei israelisch-palästinensischen Begegnungen.“ ■



Henning Niederhoff, geb. 1946 in Lüneburg, Jurist, Ministerialrat a. D.; von 1996 bis 2000 Leiter des Auslandsbüros der Konrad-Adenauer-Stiftung in den Palästinensischen Autonomiegebieten mit Sitz in Ramallah; von 2000 bis 2002 Beauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes für Palästina. Seit 2000 Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Ziviler Friedensdienst in Deutschland.



Beduinen in Israel

Eine (fast) VERGESSENE Minderheit

TEXT_URSULA ROSENZWEIG

Vor einigen Jahren hatte ich mit Amal Elsana Alh'jooj, einer Projektleiterin für Beduinen-Empowerment-Programme, ein Treffen in Beer Sheva im Süden Israels.

Diese moderne Stadt mit mehr als 200.000 Einwohnern, einem grossen Industriegebiet, Villenvororten, modernen Einkaufszentren ist die Hauptstadt der Wüste Negev. Sie besitzt ein Theater, ein Konservatorium, ein Orchester, ein Ballettzentrum, mehrere Kulturzentren und viele Sportvereine. Nebst der bekannten Ben-Gurion-Universität und der Universitätsklinik finden wir gute akademische Institute (u.a. ein Technikum und eine pädagogische Hochschule). Amal will mir einige Beduinen-Projekte zeigen, die sie initiierte. Wir fahren etwa eine Viertelstunde und kommen in ein vom Staat Israel nicht anerkanntes Beduinen-Dorf. Obwohl ich schon mehrfach solche Dörfer besuchte, bin ich wieder tief erschüttert: Kein Strom, kein fliessendes Wasser, kein Telefon, keine Müllentsorgung, keine richtigen Strassen, keine Schulen, kein Kindergarten, keine Poliklinik, keine Moschee. Die Menschen leben in beschädigten Hütten und Zelten. In diesem Dorf gibt es ein Projekt für Mütter, die dazu ange-

leitet werden, wie sie mit einfachsten Mitteln ihre kleinen Kinder beschäftigen können und eines, in dem Frauen einfache erste Hilfe erlernen. - Sind wir noch in Israel?

Am Abend kehre ich in unsere schöne Wohnung zurück, verbringe eine recht unruhige Nacht und bin noch mehr motiviert, Beduinenprojekte zu unterstützen.

Der Fokus der Weltöffentlichkeit richtet sich hauptsächlich auf den palästinensisch-israelischen Konflikt. Auch die israelische Öffentlichkeit kümmert sich kaum um die Lage der palästinensisch-israelischen Mitbürger. Die meisten wissen nicht einmal, dass es vom Staat nicht anerkannte Dörfer gibt, in denen Menschen unter Diskriminierung leiden und die deshalb versuchen, für die Anerkennung ihrer Rechte zu kämpfen. Fast unbeachtet bleiben die Beduinen, die mit einem blauen Pass (als israelische Bürger!) im Negev und im Galil leben. Viele davon leisten ihren Militärdienst als Grenzpolizisten oder als Fährtenleser.



Zur Situation der israelischen Beduinen

Am Ende der britischen Mandatszeit zählte man ca. 95.000 Beduinen. Während des Befreiungskrieges flohen ca. 80 %. 1953 zählte man noch 11.000 Beduinen im Negev. Bereits nach der Staatsgründung wurden die nomadischen oder halb-nomadischen Beduinen sesshaft gemacht und ihres Landes enteignet. Heute gibt es ca. 35 nicht anerkannte Dörfer und sieben Städte in der „Enclosed Zone“ (ein abgegrenztes Gebiet im Nordosten des Negev). In der grössten Stadt, Rahat, leben ca. 40.000 und in der kleinsten, Sgibas-Salaam, ca. 5.000 Beduinen. In den letzten Jahren sind neun der nicht anerkannten Dörfer anerkannt worden. Aber viele sind auch, zum Teil mehrfach, abgerissen worden. Ursprünglich besaßen die Beduinen 12.600.000 Dunam (1 Dunam = 1000 km²) - heute leben sie auf 240.000 Dunam. Die Städte sind die ärmsten des Landes, es herrschen hohe Arbeitslosigkeit - 60 % bei Männern und 80 % bei Frauen -, Kriminalität und ein niedriger Bildungsstand. Die Rate der Schulabbrecher liegt bei 50 % und die Kindersterblichkeit beträgt 1,8 %, verglichen mit 0,4 % in jüdischen Siedlungen. Heute leben ca. 170.000 Beduinen im Negev, etwa die Hälfte in den für sie gebauten Städten. Durch den Ansiedlungszwang wurde das traditionelle Sozialsystem sehr geschwächt. Traditionelle Werte, wie „paza'a“ und „alaona“ - auf einen Hilferuf reagieren - verschwanden und der Grad an Elend in der beduinischen Gesellschaft ist hoch. Er hat auch zu einer tiefen Polarisierung zwischen den verschiedenen Stämmen geführt. Durch die Entwicklung im Bildungswesen ist ein Riss entstanden zwischen den Kindern, die Erfolg in der Schule haben, und deren Eltern, speziell den Müttern, die ihren Kindern nicht mehr beistehen können. Die Veränderungen in der Gemeinschaft der Beduinen haben einen tiefen Effekt auf den Status der Frauen. Sie sind nicht unabhängiger geworden - im Gegenteil: ihre Stellung wurde schwächer. Früher haben sie die Kinder erzogen, die Herden gehütet und die

Familie versorgt. Heute finden wir nur wenige Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In den letzten Jahren hat es jedoch einen leichten Aufschwung im Beschäftigungsmarkt gegeben. Es gibt eine Anzahl von NGOs, die soziale und erzieherische Dienste anbieten - meist von Leuten geleitet, die aus der Beduinen-Gemeinschaft stammen.

Die Beziehungen zwischen der jüdischen und der Beduinen-Bevölkerung sind beschränkt auf Arbeitskontakte. Soziale Beziehungen oder Kooperation, z.B. in Erziehung, Gesellschaft oder Politik zwischen den beiden Bevölkerungen existieren praktisch nicht. Ein palästinensisch-israelischer Freund sagte mir einmal: „Wir sind durchsichtig!“ - Zusätzlich besteht ein langer Land-Konflikt mit staatlichen Institutionen. Die Beduinen sind in einem täglichen Kampf für ihre physische und kulturelle Existenz in einem meist feindlich gesinnten sozialen Umfeld.

Die Diskriminierung der Beduinen zeigt sich am Beispiel einer Mülldeponie, die die israelische Regierung mitten in den „illegalen“ Dörfern betreibt, die toxische Gase freisetzt und für noch mehr Erkrankungen sorgt. Die schlimmste Diskriminierung ist aber die Zerstörung ganzer nicht anerkannter Dörfer durch die israelische Polizei, wobei diese anschliessend von den Bewohnern wieder aufgebaut werden. So wurde ein kleines Dorf, Twei Abu Jarwal, in den vergangenen fünf Jahren vierzig Mal zerstört. Politisch steht hinter den Abrissbefehlen der Wunsch der Regierung, überall im Land jüdische Mehrheiten zu garantieren.

Entwicklungen

Eine nachhaltige Entwicklung ist ein Prozess, bei dem im Zentrum das Individuum steht, mit seinen Fähigkeiten und Erwartungen, und der sich auf menschliche Bedürfnisse fokus-

siert, wie Nahrung, Erziehung, Gesundheit, Arbeitsplatz, persönliche Sicherheit, Kultur und Freiheit. Nachhaltige menschliche Entwicklung agiert holistisch, um eine sichere Umgebung zu kreieren, in der die Menschen ihr Potential voll realisieren und ehrenvoll und in Freiheit leben können.

Das AJEEC-Zentrum (Arab-Jewish Center for Equality, Empowerment and Cooperation) in Beer Sheva will eine Entwicklung in Gang setzen, bei der hilfsbedürftige, abhängige Menschen sehen, dass sie Rechte und Fähigkeiten haben und dass sie Verantwortung für ihr Leben und ihre Zukunft übernehmen sollen. Die Mitglieder der Gemeinschaft entwickeln den Prozess gemeinsam, von den Plänen bis zur Ausführung.

Wichtige Prinzipien für das partnerschaftliche Arbeiten in der Gemeinschaft

- Ein umfassender-integraler Weg: Wenn ein Programm entwickelt wird, muss die Integration in die gesamten Ziele der betroffenen Gemeinschaft überprüft werden und es muss geklärt werden, welche Beziehung die Menschen zu dem Programm entwickeln können. Es muss ein Zusammenhang zwischen den verschiedenen Projekten geben; so soll zum Beispiel die Entwicklung von erzieherischen Programmen für Vorschulkinder kombiniert werden mit unterstützenden Projekten für Mütter, damit sie eine Arbeit ausser Haus finden und mit Gesundheits-Programmen für Mütter und Kinder.
- Die Anhäufung von Leistungen: Meist werden die Erfolge und Leistungen von Anderen und Vorgängern nicht anerkannt. Wenn gesellschaftliche Entwicklungen geplant werden, müssen alle Programme studiert werden und es soll ein Pool aller Ressourcen entstehen.
- Partnerschaft und die Entwicklung eines Sinns für Zugehörigkeit: „Was wir für Andere tun, ohne die Anderen, ist gegen die Anderen“ (Tuareg-Sprichwort). Eine volle Partnerschaft mit der Gemeinschaft gibt allen das Gefühl, dass die Programme zu ihnen gehören und deshalb werden diese auch unterstützt.
- Vertrauen in das Erbe der Gemeinschaft und das Kreieren neuer Projekte: Die kulturellen und identitätsbezogenen Quellen der Gemeinschaft sind die Fundamente und ihre Stärke. Nur so können auch Veränderungen entstehen. Zum Beispiel kann das religiöse Gebot, sich um den Anderen zu kümmern, junge Menschen motivieren, Freiwilligenarbeit in ihrer Gemeinschaft zu leisten. Oder es muss Rücksicht genommen werden bei der Integration von Frauen in den Arbeitsprozess, deren Bewegungsfreiheit begrenzt ist.

Portrait der Ko-Direktorin und Projektleiterin von AJEEC, Amal Elsana-Alh'jooj

Amal Elsana-Alh'jooj ist zusammen mit Vivian Silver Ko-Direktorin von NISPED (Negev Institute for Strategies of Peace and Development) die Gründungsdirektorin von AJEEC, des arabisch-jüdischen Zentrums für Gleichberechtigung, Empowerment und Kooperation.

Amal Elsana Alh'jooj wurde 1972 in einem Beduinen-Dorf im Süden von Israel geboren, in dem sie mit 12 Geschwistern aufwuchs. Bis zu ihrem 10. Lebensjahr durfte sie keine Schule besuchen, sondern musste die Tiere der Familie hüten. In ihrer ganzen Jugend musste sie sich nachdrücklich dafür einsetzen, dass sie auch als Mädchen ein Recht auf Bildung hat. Nach dem Abitur kämpfte sie darum, dass sie studieren durfte. Sie machte ihren BA in Sozialarbeit in Israel und ihren MA in Gesellschaftsentwicklung an der McGill Universität in Kanada mit grossem Erfolg. Ihre Karriere begann sie bereits mit 14 Jahren als Organisatorin in Kommunen und im „reifen“ Alter von 17 gründete sie die erste Frauenorganisation für Beduinenfrauen. Später gründete sie mit Mitstreiterinnen das erste Frauenhaus für Beduinen-Frauen. Und als ob das alles nicht genug wäre, setzt sie sich für illegale Einwanderer ein, die mit ihren Kindern in ihr Heimatland abgeschoben werden sollen. - Sie ist verheiratet und Mutter von Zwillingen. Mit Anderen zusammen gründete sie in Beer Sheva eine jüdisch-arabische Schule, was in Israel leider immer noch Seltenheitswert hat. Heute gehört sie zu den wichtigsten Expertinnen auf den Gebieten des Status der Arabischen Minderheit und den von Frauen in Israel. Sie ist Mitglied der Kommission des Ministerpräsidenten für ökonomische Entwicklung des arabischen Sektors; Vorstandsmitglied der Anwältinnen für Menschenrechte und ebenfalls aktiv in anderen Frauenorganisationen. Amal ist mehrfach geehrt und ausgezeichnet worden.

Die Empowerment-Programme für Volontäre von AJEEC

Das „Volunteer Tent“ umfasst verschiedene Gruppen von Volontären:

■ Die erste Gruppe besteht aus etwa 200 StudentInnen, die Stipendien erhalten. Der Auswahlprozess beginnt am Anfang des akademischen Jahres. Die persönlichen Fähigkeiten und die Verbindlichkeit, sich für ihre Gesellschaft einsetzen zu wollen, werden abgeklärt. Sie erhalten ein 56-stündiges intensives Training und später eine Fortbildung. Nach dem ersten Trainingsstadium werden sie in verschiedene Aktivitätsbereiche (Gemeindezentren, Sozialämter, Schulen Clubs)

in ihren anerkannten und nicht anerkannten Beduinen-Kommunen eingeteilt. Verschiedene Organisationen, inklusive der Hochschulen, finanzieren die Stipendien.

■ Die zweite Gruppe: „Ein Jahr für die Gemeinschaft“ besteht pro Jahr aus etwa 60 AbiturientInnen. Sie machen an vier Tagen pro Woche Freiwilligenarbeit in verschiedenen Projekten und einen Tag lernen sie. Es bestehen zwei Gruppen: die „Taliyah“ (wegbereitende)-Gruppe und das „Jüdisch-Beduinische Jahr für die Gemeinschaft“. Letztere arbeitet mit der israelischen Pfadfinderbewegung zusammen. Ihre Aktivitäten umfassen: ausserschulische Programme für Schüler, Betreuung von krebserkrankten Kindern, Arbeit in Kinder-Tageszentren, Unterstützung von PalästinenserInnen, die sich in öffentlichen Ämtern nicht zu Recht finden, Organisation des Kinder-Tags, des Mutter-Tags, usw. Die Volontäre in dieser Gruppe erhalten ein Taschengeld und können sich auf den psychometrischen Test für die Aufnahme an einer Hochschule vorbereiten.

■ Die dritte Gruppe ist die „Volunteering youth“. Diese umfasst SchülerInnen der zehnten Klasse von Beduinen-Schulen. Jede von diesen Schulen wählt 20 begabte SchülerInnen aus, die Volontärarbeit leisten wollen. Sie nehmen an einem dreitägigen Ausbildungskurs teil und werden dann in spezielle Schulen eingeteilt, in denen sie Nachhilfeunterricht für jüngere SchülerInnen geben, oder sie geben Lektionen, die im Schulprogramm nicht enthalten sind - zum Beispiel über arabische Identität, Gleichberechtigung oder über die arabische Gesellschaft im Negev. Meist werden sie von erwachsenen Mentoren beraten.

■ Die vierte Gruppe besteht aus erwachsenen Volontären (Juristen, Ingenieure, Sozialarbeiterinnen, Psychologinnen etc.), die Lektionen in Jugendgruppen geben.

Zitate

„Dieses Jahr half mir, meine persönliche Identität aufzubauen und meine eigenen Fähigkeiten zu entdecken. Ich entdeckte das eigene Ich und ich half Kindern, ihre Hobbies und ihr Allgemeinwissen zu entwickeln, was mir eine grosse Befriedigung gab. Ich möchte es noch länger tun.“ Muffeed abu Swilim - Segev Shalom



Ursula Hava Rosenzweig,

Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin mit eigener Praxis. Seit 1995 Präsidentin des Schweizer Freundeskreises von Givat Haviva (www.givathaviva.ch) mit tatkräftiger Unterstützung von Rafael Rosenzweig, bis zu seinem Tod 2001.

„Ich lernte eine Menge über Teamwork, ob an der Schule oder in den Regierungs-Organisationen, in denen wir Volontärarbeit leisteten. Meine Erfahrung im National-Versicherungs-Institut gab mir ein Gefühl von Verantwortung für Menschen, die nicht lesen und schreiben können, vor allem in Hebräisch. Wegen der sprachlichen Barriere haben sie nicht die Dienste erhalten, die ihnen zustehen.“ Manal abu-Janem - Tel Sheva

Nebst den äusserst wichtigen Projekten für Jugendliche entwickelte NISPED auch etliche Empowerment-Projekte für Frauen - so zum Beispiel das Stickerei- und das Catering-Projekt. Im Stickereiprojekt bekamen die Frauen zuerst eine Anleitung, wie sie ihre Arbeiten so weit verbessern können, dass man sie nicht nur auf dem Wochenmarkt, sondern auch z. B. in Museen verkaufen kann. Die Frauen sticken traditionell zu Hause und bringen ihre Arbeiten in ein Zentrum, wo sie dafür sofort eine Barbezahlung erhalten, damit sie über das selbst verdiente Geld frei verfügen können. Da viele Beduinenfrauen Analphabetinnen sind, bekommen sie die Gelegenheit, Lesen und Schreiben zu erlernen, was sie wiederum dazu führt, ihre eigenen Töchter möglichst gut zu fördern.

Das Catering-Projekt für allein stehende Frauen entstand, weil an einer Beduinen-Schule mit einem jüdischen Catering die Kinder das ungewohnte Essen ablehnten. Nach einer Anleitungsphase konnten sich die allein stehenden Frauen - mit Unterstützung des Bürgermeisters - selbstständig machen und beliefern nun mehrere grössere Schulen im Negev.

Nach den äusserst positiven Erfahrungen mit den von uns unterstützten Empowerment-Projekten im Negev haben wir vom Schweizer Freundeskreis von Givat Haviva in Givat Haviva/Israel ein Projekt mit beduinischen Jugendlichen in einem nicht anerkannten Dorf in der Nähe von Sakhnin (ca. 20 km östlich von der Hafenstadt Akko gelegen) im Norden Israels initiiert. Die Jugendlichen werden in der Zweigstelle von Givat Haviva in Sakhnin soweit gefördert und ausgebildet, dass sie in ihrer eigenen Gemeinschaft Verantwortung übernehmen können. Zusammen mit SupervisorInnen entwickeln sie eigenständige Projekte in ihrem Dorf, wie Freizeitaktivitäten, Nachhilfeunterricht oder ökologische Projekte für Kinder, oder Kurse für AnalphabetInnen, damit sich die Menschen nicht passiv zurückziehen, sondern Veränderungen in ihrer Gemeinschaft bewirken. ■

FRAUEN unterwegs

ISRAEL: jeder hat eine vorgefertigte Idee von dem Land, selbst jene, die noch nie einen Fuß auf seinen Boden gesetzt haben. Für einige beschwört es Bilder erschreckender Gewalt herauf, für andere ist es das Heilige Land, in dem die großen Meister des Judentums, Christentums und Islams Spuren hinterließen, nach denen ihre Anhänger sich sehnen und die sie voller Inbrunst besuchen.

TEXT_LYNN HOLSTEIN

Für manche, wie Warren Buffet, ist Israel ein Ort genialer Ideen und Innovationen, in den es sich lohnt, viel Geld zu investieren. Für die 7,5 Millionen wie mich ist es Heimat. Oder besser gesagt, Israel ist einer von zwei Orten, die mein Herz Heimat nennt. Ich bin Amerikanerin mit doppelter Staatsangehörigkeit, meine drei Kinder und ein Enkel leben an der Ostküste Amerikas. So wird Amerika mich immer rufen. Aber es ist die aufgehende Sonne der Levante, die mich morgens meistens weckt.

Ich bin via Deutschland hierher gekommen, zumindest mental und emotional, d.h. mein Interesse an Israel und seinen Menschen wurde dort geweckt. Das Jahr 1965/66 verbrachte ich als amerikanische Studentin in München. Ein Freund aus Basel kam mich besuchen und bat mich, ihn nach Dachau, einem Ort, über den ich fast nichts wusste, zu begleiten. Ich bin in einer katholisch-protestantischen Familie im Mittleren Westen aufgewachsen. Wir lebten in einer kleinen Stadt, in der es keine Juden gab. Weder in der Schule noch zu Hause haben wir über den Holocaust gesprochen. Ich zögerte also sehr, ihn dorthin zu begleiten. Schließlich einigten wir uns, dass ich mitführe, wenn er mich am folgenden Abend in den „Rosenkavalier“ begleiten würde.

Auf der kurzen Zugfahrt plauderten wir angeregt miteinander. Dachau war damals für alle zugänglich aber wenige kamen, und so waren wir fast allein. Wir gingen durch die leeren Baracken und Stille trat ein. Auf der Rückfahrt war jeder in seine Gedanken vertieft und versuchte, das Unglaubliche erst einmal in sich aufzunehmen. Am nächsten Abend gingen wir in die Oper. Ich bezweifle, dass mein Vorschlag, den „Rosenkavalier“ zu sehen, das Leben meines Freundes verändert hat, während sein Vorschlag, Dachau zu besuchen mein Leben vollkommen umkrempelte. Einige Monate später ging ich zurück nach Michigan, um mein Deutschstudium abzuschließen. Aber zwischen Goethe und Kleist verschlang ich Bücher über jüdische Geschichte. Wie hatte ich nur 20 Jahre auf diesem Planeten leben können, ohne überhaupt etwas von dieser großen menschlichen Tragödie zu ahnen? Wie konnten Menschen nach einer solchen Dezimierung ihres

Volkes sich wieder aufrichten, eine neue Heimat aufbauen und eine alte, seit 2.000 Jahren nur noch im Gebet existente Sprache zu neuem Leben erwecken?

Fasziniert von jüdischer Geschichte las ich alles, was ich darüber finden konnte. Und dann im Mai 1968 hatte ich Gelegenheit mit Israelis und tausenden anderen aus aller Welt an der dreitägigen Wanderung, genannt „Tza'ada“, nach Beit El² teilzunehmen. Die meisten schliefen in Zelten, manche von uns in komfortableren Unterkünften, d.h. in ehemaligen jordanischen Armee Lagern. Wir schliefen auf zusammenfaltbaren Segeltuchbetten, die Toiletten waren draußen. Um 4 Uhr früh wurden wir geweckt und frühstückten unter dem sternensüßen Himmel. Und dann, noch vor der Morgendämmerung, brachen wir auf. Mit der aufgehenden Sonne wurden die vielen Wanderer zu Silhouetten auf den Hügeln und wir hörten biblische Geschichten über die Gegend, durch die wir wanderten. Die 40 Kilometer am Tag boten genügend Gelegenheit, die vielen lokalbezogenen biblischen Geschichten zu erzählen. Armee Einheiten begleiteten uns mit Musik, verteilten Wasser, verbanden wundgelaufene Füße und erleichterten uns die anstrengende Wanderung. Abends wurde gesungen und getanzt.

Ich war aus einem Land wütender junger Menschen, die gegen die Vietnam-Politik von Lyndon Johnson protestierten, gekommen. Und plötzlich war ich in einem Land, das jubelte. Erst vor einem Jahr hatte Israel im Sechs-Tage-Krieg einen entscheidenden Sieg errungen. Es herrschte eine gewisse Euphorie und ich war begeistert, mich mitten drin zu fühlen und ließ mich davontragen.

Ich brauchte eine ganze Weile, ehe ich die komplizierte Situation der Drei-Tage-Wanderung begriff. Es war nicht einfach eine Wanderung, nein, es war ein Siegesmarsch durch die eroberten Gebiete auf der West Bank. Er sollte zeigen, wer die Sieger, wer die Besiegten waren. In gewisser Weise war es der Anfang einer unglücklichen Politik, die später zu

den massiven Siedlungen jenseits der Grünen Linie führten. Die gleichen Siedlungen mit 300.000 Siedlern, die heute die Schlagzeilen dominieren.

Wenn ich heute an die drei Tage denke, ist meine Erinnerung gespalten zwischen meiner Euphorie in den legendären Hügeln und Scham. Welches Recht hatte ich, eine nicht praktizierende amerikanische Christin, in den Nachwirkungen des Krieges Partei für eine Seite zu ergreifen? Welches Recht hatte ich, oder die anderen, die aus Holland, der Schweiz, Deutschland, England gekommen waren an Siegesfeiern, deren Ziel es war, die Lage eines besiegten Volkes zu besiegeln, teilzunehmen?

Dennoch hat auch diese Erfahrung mein Leben verändert. Irgendetwas an den Israelis gab mir das Gefühl, dass ich ein Teil von ihnen sei. Also gab ich meine Promotionsstelle in deutscher Literatur an der Universität von Virginia auf und machte stattdessen einen Abschluss in Nahost-Studien an Harvard.

Heute, 42 Jahre später, lebe ich, eine konvertierte Jüdin, in Israel. Ich lebe und arbeite hier, die meisten meiner Freunde sind ganz besonders bemerkenswerte jüdische Israelis. Manche haben ihr Leben riskiert, Familienmitglieder und Freunde verloren in dem Streben, die seit 2.000 Jahren erste sichere Oase für das jüdische Volk aufzubauen. Viele von ihnen haben Kindheitserinnerungen daran, wie sie in aller Eile ihre Koffer packen mussten, um aus Europa, Russland, oder Marokko vor antisemitischen Ausschreitungen zu flüchten. Diese persönlichen Erinnerungen an die Schrecken und das unvorstellbare Trauma des Holocaust bilden eine kollektive Erinnerung, an der ich Anteil nehme, die ich mir aber nicht zueigen machen kann, denn in meinem Leben gibt es nichts Vergleichbares. Aber gerade weil ich mein Leben mit dem jüdischen Volk verbunden habe, möchte ich nicht nur sie, sondern auch die anderen 20 % der Bevölkerung, arabische Muslime und Christen, die dieses Land bewohnen, kennenlernen. Ich habe das Glück, einige von ihnen meine Freunde nennen zu können.



Vor ungefähr neun Monaten gründete ich mit einigen Freundinnen eine informelle Gruppe. Acht von uns Frauen, alle gut vernetzt, haben sich zusammen geschlossen, mit dem Ziel, anderen Frauen aus allen Bereichen der Gesellschaft zu helfen. Noch hat unsere Arbeit einen geringen Umfang. Wir informieren uns gegenseitig über Projekte und suchen neue Projekte. Jede von uns ist frei zu entscheiden, ob sie ein bestimmtes Projekt finanziell oder durch persönliches Engagement unterstützen möchte. Zweifellos aber steht fest, dass unsere Bemühungen acht Mal so erfolgversprechend sind, als wenn wir allein arbeiteten. Obwohl wir uns noch in der Anfangsphase befinden, sind wir engagiert in Initiativen, die von Galiläa bis in den Negev reichen. Ein solches Projekt ist die Na'amata Technische Schule für Mädchen in Nazareth. Sie ist eine von 20 technischen Schulen (10 davon im arabischen Teil Israels) die von Na'amata³, der größten jüdischen Frauenorganisation, die nächstes Jahr 90 Jahre alt wird, gegründet wurde.

Nadera Tannous, eine Christin aus Nazareth, hat ihre ganze Karriere der Schule gewidmet. Vor 41 Jahren begann sie dort zu unterrichten, seit 15 Jahren leitet sie die Schule. Es ist ihr Verdienst, dass die Schule von 8 Lehrern und 75 Schülerinnen, die nur Nähen lernten, zu einer Schule von 56 Lehrern/Lehrerinnen und 325 Schülerinnen wuchs, die eine Ausbildung bekommen, die von frühkindlicher Entwicklung, über Grafik Design bis zur Hairstylisten reicht. Die Schule bereitet sie nicht nur auf den allgemeinen Schulabschluss (Bagrut), sondern auch auf eine berufliche Qualifizierung vor.

Alle Schülerinnen - Christinnen sowie Muslimas - kommen aus benachteiligten Familien. Viele von ihnen, die in ihren Familien Gewalt und Unterdrückung erlebt hatten, fanden in den Klöstern Nazareths vorübergehend Unterschlupf. Einige haben Lernschwierigkeiten, aber dank des gut strukturierten Curriculums werden diese Mädchen oft sehr gute Schülerinnen. Bei der letzten Abschlussfeier spielte ein Mädchen mit Down Syndrom eine

sehr komplizierte Schlagzeugkomposition fehlerlos. Sie hatte an dem Musikprogramm der Schule mit Begeisterung teilgenommen. Besonders beeindruckte mich die Selbstsicherheit, mit der diese arabischen Mädchen sich in der Öffentlichkeit bewegten. Sie kommen verschreckt und verängstigt aus ihren schwierigen Verhältnissen an die Schule, und dort werden sie behütet und vor allem werden ihnen dort ihre Fähigkeiten bewusst gemacht. Eine ganze Reihe dieser jungen Frauen traten auf die Bühne und hielten kleine Reden, manche von ihnen in perfektem Englisch. Aufrecht standen sie da, ihre Stimmen strahlten vor Überzeugung, als sie davon sprachen, was diese Schule für ihre persönliche Entwicklung bedeutete.

Seit einigen Jahren hilft Margret Ellwanger, ein Mitglied unserer Frauengruppe, der Schule Netzwerke aufzubauen. Vor kurzem hat sie zusammen mit Nadera eine Kooperation zwischen der Zeuthner Akademie für Weiterbildung (ZAK) in Brandenburg und der Na'amata Schule arrangiert. Diese Kooperation kam zustande als Dagmar

Ziegler, SPD Bundestagsabgeordnete, Nazareth und die Schule besuchte und Nadera die Möglichkeit einer Zusammenarbeit vorschlug. Eine Gruppe von Lehrern und Lehrerinnen aus Nazareth war bereits in Brandenburg, um sich mit ihren deutschen Partnern über Lehrmethoden auszutauschen. Der Gegenbesuch aus Brandenburg ist für Oktober diesen Jahres geplant.

Nazareth ist ein beliebtes Touristenziel. Darum plant Nadera das Curriculum der Schule zu erweitern und das Hotelfach aufzunehmen, damit Schülerinnen für das Hotel- und Restaurantgewerbe ausgebildet werden können. Ich plane mit Nadera und Fakultätsmitgliedern einen Besuch am Culinary Institute of America, eine der führenden amerikanischen Schulen auf diesem Gebiet, in Poughkeepsie, New York. Nächstes Frühjahr werden 10 von uns sich mit Fakultätsmitgliedern des Culinary Institutes treffen. Auch hier werden wir uns die Lehrmethoden genau ansehen und schauen, welche für die Na'amat Schule adaptiert werden können. Wohnen werden wir in meinem nahegelegenen einfachen viktorianischen Landhaus. Jill Indyk, Frau des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Israel, wird auch dabei sein. Während ihrer Zeit in Israel hat sie sich für die Schule eingesetzt und tut dies weiter von Amerika aus.

Der Bau eines neuen Gebäudes hat begonnen, gestiftet von einem kanadischen Juden, Erwin Green. Seine Frau engagierte sich für Na'amat in Kanada, und ein Besuch der Schule überzeugte beide von der dortigen Arbeit. Nach dem Tod seiner Frau kam Erwin oft in die Schule. Während seines letzten Besuches wurde er krank, aber als sein Sohn sah, wie viele Freunde Erwin in Nazareth gewonnen hatte, entschied er, seinen Vater nicht nach Kanada zu holen und Erwin starb in Nazareth. Das neue Gebäude wird in Erinnerung an Erwins Frau ihren Namen tragen - Bertha Green Building.

Im Negev kümmert sich unsere Gruppe um das Lakiya Weberei Projekt. Judith Standley, ein anderes Mitglied unserer Gruppe, koordiniert unser Engagement hier. Am 20. Oktober haben sie und ihr Mann, der EU-Botschafter in Israel Andrew Stadley, zu einer zweigledrigen Veranstaltung zur Förderung der Arbeit der Weberinnen eingeladen. Das Lakya Projekt wurde vor 20 Jahren zur Stärkung der finanziellen Situation der ärmsten Bevölkerungsgruppe in Israel, der Beduinen im Negev, gegründet. Obwohl die 18000 Beduinen 25% der Bevölkerung im Negev ausmachen, besitzen sie nur 2% des Landes. Sie haben das schlechteste Bildungsniveau in ganz Israel. Beduinen Frauen trifft es am härtesten, 90% von ihnen sind arbeitslos und 80% der Frauen über 30 Jahre sind Analphabetinnen.

Sie würden das nicht glauben, wenn sie Hala Abu Shareb, Khadra El Saneh, oder Asma Al Rbaidy, drei Frauen, die kürzlich in die Residenz des EU-Botschafters kamen, um die kommende Veranstaltung mit uns vorzubereiten, treffen würden.

Sie kennen den Markt, haben es geschafft ihre Teppiche bei Tollman, einem exklusiven israelischen Möbelgeschäft, zu verkaufen. Gerade als ich ABC Teppich in New York vorschlagen wollte, erwähnte eine von ihnen das Geschäft. Diese Frauen sind hochmotivierte Gründerinnen. Ja sagten sie, sie würden 50 Teppiche zu dieser Veranstaltung bringen. Nein sie brauchen keine Hilfe, um die schweren Teppiche von den Autos ins Haus zu tragen. Und sie werden „Beduinen-Gastfreundschaft“ mitbringen, d.h. einen Ofen um Pita und Gebäck zu machen, eine Kanne für arabischen Kaffee, und 100 Tassen. Habt Ihr genug Tassen, fragten wir. Ja, ich habe 12, meine Schwester hat 10, Hala hat 8, ... wir werden genug Tassen finden und sie mitbringen, antwortete Khadra.

In dem Weberei Projekt arbeiten inzwischen 100 Frauen, die Wolle spinnen und färben, Teppiche oder Kissenbezüge weben, Stoffe besticken, den Ausstellungsraum betreuen, oder die Produkte vermarkten. Lakiya liegt etwa eineinhalb Autostunden von Jerusalem entfernt. Die Webstühle bestehen aus Artikeln des täglichen Bedarfs: Holz, Dosen, Stöcken, Steinen, sogar Widderhörnern, die benutzt werden, um während des Webens das Gewebe fest und gespannt zu halten. Die Wolle kommt von den lokalen Awassi-Schafen, die sie auf einfachen Spindeln spinnen. Ich brauchte viele Versuche, ehe ich ein wenig Erfolg hatte. Ein großer Vorteil des Projektes ist es, dass die meisten Frauen zu Haus arbeiten können - ein sehr wichtiger Faktor in einer Gesellschaft, die Frauenarbeit außerhalb des Hauses missbilligt.

Das Weberei Projekt wird von verschiedenen Stellen unterstützt, unter anderem von Oxfam, Großbritannien, der Europäischen Union und einer Wohlfahrtsstelle. Obwohl finanziell noch nicht abgesichert, hoffen die Frauen in nicht allzu langer Zeit, unabhängig und gewinnbringend zu arbeiten. Die erste Beduinin, die je einen Führerschein erwarb, arbeitete in diesem Projekt. Für eine bessere Zukunft ihrer Töchter investieren viele der Frauen das verdiente Geld in deren Ausbildung. Einige der jungen Frauen sind schon Lehrerinnen oder Krankenschwestern.

Am 20. Oktober werden einige der Weberinnen in die renommierte Nachbarschaft von Herzliya Bet kommen. Dort werden sie in der

Residenz des EU-Botschafters ihre Produkte ausstellen und ihre berühmten Speisen anbieten. Morgens werden sie zu 60 Frauen aus aller Welt sowie aus Israel sprechen, ihre Webtechniken und ihre kulinarischen Talente vorführen. Nachmittags werden 100 oder mehr Architekten und Innenarchitekten nach einem ähnlichen Programm die Frauen im Design Sektor beraten. Selbstverständlich können die ausgestellten Produkte auch käuflich erworben werden.

Unsere Gruppe spielt hier vor allem eine unterstützende Rolle. Wir haben die Gästeliste ergänzt und werden den Frauen wo immer nötig helfen. Die Standleys tragen hier die größte Verantwortung. In Zukunft werden wir beraten und helfen, den Markt für ihre Produkte zu erweitern.

Unsere Gruppe hat aber noch andere Pläne. Als nächstes planen wir, uns das „Women's Courthouse“ - ein Frauenhaus südlich von Tel-Aviv für Frauen aller Ethnien und Religionen - anzusehen. Ebenso werden wir in das arabische Dorf Jisr e-Zarqa fahren. Dies ist eines der ärmsten Dörfer Israels, eingekeilt zwischen einer der reichsten Gemeinden, Caesarea, und einem wohlhabenden Kibbutz, Ma'agen Michael. Das Dorf befindet sich in einem solchen Zerfallszustand, dass Filme über den Gaza Konflikt dort gedreht werden. Keine unserer Aktivitäten wird es in die Schlagzeilen schaffen. Sie sind, wie George Bush Sen. es formulierte, ein paar der tausend Lichtpunkte, die dazu beitragen, aus einer Gesellschaft eine wahre Gemeinschaft zu machen. Der größte Gewinn unserer Arbeit ist vielleicht die Möglichkeit, emotionale Mauern, die Menschen trennen, zu durchbrechen. Anderen zu helfen bereichert vor allem die Helfer. ■

Lynn Holstein, übersetzt von
Eva Schulz-Jander, Christoph Münz

ANMERKUNGEN:

¹ Tz'ada, die lange Wanderung

² Beit El (deutsch: Haus Gottes) Heute ist Beit El eine jüdische Siedlung in der Westbank. Die Siedlung wurde 1977 gegründet und liegt in der Region Benjamin, in den Bergen nördlich von Jerusalem, östlich der palästinensischen Stadt Ramallah.

³ Na'amat hat Schwesternorganisationen in 9 Ländern, einschließlich den Vereinigten Staaten, Canada, Belgien, und Frankreich.



Lynn Holstein verbrachte den größten Teil ihrer beruflichen Laufbahn in den Vereinigten Staaten in der Verwaltung von Universitäten oder Kulturinstituten. Heute teilt sie ihr Arbeits- und Privatleben mit Stef Wertheimer, dem Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2008.

Dem Anderen ZUHÖREN - MITEINANDER LEBEN

Die ab 1949 gegründeten Gesellschaften für Christlich Jüdische Zusammenarbeit sind bemüht die Zusammenarbeit zu vertiefen und religiöse Übereinstimmung bis zur Ökumene zu erreichen. So stand es in einer Zeitschrift im Jahre 1993.

TEXT_ESTHER GOLAN

Das war mir schon damals unheimlich. Ich suchte Zusammenarbeit, um uns gegenseitig kennen zu lernen aber keine Ökumene. Ich war schon immer stolz auf mein Jude sein, so wie es mir meine Mutter beibrachte, und wollte es auch bleiben.

Jeder weiß, dass 6.000.000 Juden in der Shoa umgekommen sind, nur weil sie Juden waren. Aber wer sind die Juden? Wie leben sie? Zu wem beten sie? Worin liegt der Unterschied zwischen Juden und Nicht-Juden? Es gibt so viele Fragen.

Wenn ich an meine Kindheit in den 20er Jahren zurück denke, lange bevor Hitler zur Macht kam, konnte man niemandem ansehen, welcher Religion er angehörte. Friedrich der Große hatte gesagt: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden“.

In Schlesien, wo ich aufgewachsen bin, war man katholisch oder evangelisch, Jude oder Christ, gleich angezogen, jeder verdiente sein Geld auf ähnliche Art und Weise. Aber gesellschaftlich lebte man getrennt. Katholische Familien besuchten katholische Familien, evangelische besuchten evangelische und Juden besuchten Juden. Jeder feierte seine Feste und betete wie es in seiner Religion üblich war, ob im Familienkreis, Kirche oder Synagoge. Ich ging in eine katholische Schule, da es keine jüdische Schule in der Stadt gab. Fräulein Filke, meine Lehrerin, hatte bereits vor vielen Jahren meine Mutter in derselben Schule unterrichtet. Und auf einmal, von einem Tag zum anderen, 1933 änderte sich das. Plötzlich gehörten wir nicht mehr dazu. Als Juden wurden wir ausgeschlossen, entrecht, vertrieben oder ermordet, so auch meine Eltern. Warum? Weil wir anders beteten? Weil wir anders glaubten? Nur weil wir Juden waren?

Heute, im 21. Jahrhundert, ist es höchste Zeit, dass jede Religion bereit sein sollte, anderen Religionen das Recht einzuräumen, einen anderen Weg, ihren eigenen religiösen Weg zu finden und zu gehen. Keine Religion ist die einzige auf der Welt. Auch die Juden haben das Recht ihre Religion auf ihre eigene Art und Weise zu gestalten. Anders sein ist nicht immer leicht. Aber wem begegne ich, wenn nicht dem Anderen. Ein altes Sprichwort lautet: „Was der Bauer nicht kennt, das frisst er

nicht“. Das könnte man auch so deuten, wenn ich nicht kenne, mit dem rede ich nicht, dem höre ich nicht zu, den verachte ich, einfach weil er anders ist und anders glaubt als ich.

Die Grundlage für ein kongeniales Miteinander liegt darin, überhaupt erst einmal einander zu begegnen, um sich kennen zu lernen. Egal welcher Kultur oder welcher Religion man angehört, sich dem „Anderen“ in seinem Anderssein vorzustellen.

Religionen und Kulturen sind unterschiedlich. Das muss man lernen zu akzeptieren. Es geht darum, die Unterschiede zu hören, wahrzunehmen und sie auszuhalten. Den „Anderen“ trotz seines anderen Glaubens zu achten und ihm nicht mit einem Vorurteil, das auf Unwissen beruht, zu begegnen.

Es ist dringend notwendig, sich persönlich kennen zu lernen, sich gegenseitig vorzustellen. Grundsätzlich muss Wert darauf gelegt werden, dass jeder seine eigene Religion selber vorstellt, um die Unterschiede wahrzunehmen, zu akzeptieren und stehen zu lassen. Es ist nicht immer leicht dem „Anderen“ zuzuhören, ihn in seinem Anderssein zu akzeptieren und als Mensch zu achten. Die Unterschiede sind groß, sollen aber nicht im Wege stehen, wenn man sich in purer reiner Menschlichkeit begegnet. Jedem gebührt das Seine. Jedem gebührt sein eigener Glaube, auch wenn er anders ist.

Unterschiede sind keine Konkurrenz. Es ist ein Gegenüberstehen und dem „Anderen“ zuhören, nicht zu widersprechen, nicht zu richten oder zu verurteilen. So wie der Andere ist und so wie er glaubt, ihn zu akzeptieren. Das was der Andere glaubt, ist für ihn so gültig, wie dein eigener Glaube gültig für dich ist. Das Judentum umfasst die Thora (Lehre), Israel: das Volk Israel und das Land Israel. Die Geschehnisse der Thora handeln von dem Land Israel, Jude sein bedeutet Zugehörigkeit zu dem Jüdischen Volk. Man ist Jude, wenn man von einer jüdischen Mutter geboren ist oder wenn man bewusst zum Judentum übergetreten ist. Das ist ein langer Prozess, den nur wenige gehen.

Auf der anderen Seite, Missionieren ist ein Bestandteil des Christentums. In Israel wird aus jüdischer Sicht das Verteilen des Neuen Testaments als Missionieren angesehen, et-

was, das hierzuland gesetzlich verboten ist. Es ist wichtig, dies einzusehen und sich an die Gesetze eines Landes zu halten.

Auch Juden, die nicht religiös sind, oder nicht fromm, wie man sie früher bezeichnete, sind Juden und gehören dem Jüdischen Volk an und wollen nicht missioniert werden. Ob man in den Himmel kommt oder nicht, so wie ein katholischer Gläubiger oder ein Moslem sich den Himmel vorstellt, sollte immerhin jedem selbst überlassen sein. Jeder hat die freie Wahl. Getauft oder beschnitten, man muss dem „Anderen“ das Recht gewähren, seinen Weg unbelastet gehen zu können. Glauben ist Glauben und Politik ist Politik. Wie immer eng die zwei miteinander verbunden sein mögen, sollten sie doch auseinander gehalten werden. Auch wenn es politisch krasse Unterschiede geben mag, sollte man lernen den eigenständigen Menschen als eigenständigen Menschen kennen zu lernen. Dazu ist es wichtig, erst einmal ein gegenseitiges Vertrauen aufzubauen. Zu dem gehört, den „Anderen“ kennenzulernen, etwas über seinen Glauben von ihm selbst zu hören, über sein dazu gehöriges Verhalten zu hören und ihn als Mensch zu achten.

Um es auf den Punkt zu bringen.

Vor 50 Jahren lernte ich, Touristen-Führerin zu sein. In einem Land, in dem es heilige Stätten von drei verschiedenen Religionen gibt, möchte doch jeder auf seine Kosten kommen. Also studierte ich im Rahmen von vergleichenden Religionswissenschaften (Komparative Religion) etwas über den Islam und mit Prof. Flusser übers Christentum. Inbegriffen waren Besuche heiliger Stätten aller drei Religionen. Das öffnete mir die Augen für die vielen Variationen, die es in jeder der Religionen gibt.

Seit vielen Jahren gehöre ich verschiedenen interreligiösen Gruppen an. Unter anderen Israel Interfaith Association, Interfaith Encounter, Compassionate Listening, Ecumenical Fraternity, Rainbow, Trust-Imun (Mitgründer der letzteren). In Israel gab es aller Orten und in unterschiedlichen Rahmen Begegnungen von Menschen verschiedener Religionen, bis die Intifada, die vor zehn Jahren ausbrach, diese Begegnungen sehr einschränkte. Doch einige waren standhaft. So zum Beispiel Compassionate Listening geleitet von Leah Green, die ihren Workshop mit Palästinensern und Israelis vor der Intifada gemeinsam

und nach der Intifada getrennt fortgeführt hat. Beide Seiten trafen sich aber dann, trotz allem, auf halbem Weg in Tantur. Die Geschichte des Anderen anzuhören, ohne sich einzumischen und ohne zu urteilen, ist wahrlich nicht immer leicht, aber notwendig. Sein Narrativ und mein Narrativ sind nun einmal unterschiedlich. Man muss sie auch so stehen lassen und lernen, sich gegenseitig, trotz aller Unterschiede, zu achten. Leah Green hat auch in Deutschland Compassionate Listening Workshops zwischen Deutschen und Juden gehalten, was sicher für beide Seiten nicht leicht war.

Ein anderes Beispiel, die Frauengruppe von „Interfaith Encounter“, die 2000 gegründet wurde und der ich auch angehörte. Als 2002 mein Enkel in den Kämpfen in Je'nin gefallen war, besuchten mich sowohl christliche wie auch moslemische Frauen, um mir ihr Beileid auszudrücken. Das rechnete ich ihnen hoch an, und es half mir, auch weiterhin in der Gruppe mitzuarbeiten.

Um der Entfremdung 2003 einen Halt zu verschaffen, gelang es Fr. Emil Shoufani, Schulleiter des St. Josef Seminar in Nazereth, seiner Partnerin Ruth Bar-Shalev und Nazir Magali, einem muslimischen Journalisten, angelehnt an die Philosophie von Emanuel Levinas, die Initiative zu ergreifen und in einem Seminar in Yad Vashem etwas über die Shoa zu lernen. Anschließend fuhr eine Delegation (zu der ich gehörte) von 250 Juden, Christen, Muslimen, Drusen und Beduinen nach Auschwitz. Indem man dem „Anderen“ begegnet, übernimmt man laut Levinas auch die Verantwortung ihm gegenüber. Das gemeinsame Gedenken „Vom Erinnern zum Frieden“ war etwas Außergewöhnliches für viele der Teilnehmer. Seine Wirkung war nachhaltig und wichtig, denn es trug zu einem besseren gegenseitigen Verständnis bei.

In einer demokratischen Gesellschaft kommt es darauf an, sich auch seinem politischen Gegner gegenüber menschlich zu verhalten.

Egal wie die politische Situation auch sein mag, es ist wichtig, seine eigene Menschlichkeit und die seines Gegners zu bewahren und sich als Mensch zu begegnen. Gewiss ist das in einer Konfliktsituation nicht leicht in die Tat umzusetzen. Aber darum geht es und daran muss man ständig arbeiten. Es lohnt sich, Zeit und Geld zu investieren, um Gelegenheiten für Begegnungen zu schaffen. Es ist auch notwendig, dass man auf die Gesetze und besonders auch auf den Kalender der anderen Religionen Rücksicht nimmt, keine Termine an Feiertagen der anderen Religion ansetzt, was leider oft passiert.

Nicht nur für die Spitzen der Religionen, Bischöfe und Rabbiner, auch für den einfachen Menschen ist es dringend notwendig und zu seinen Gunsten, sich zu begegnen, Vorurteile abzubauen und ein gegenseitiges Vertrauen aufzubauen. So haben wir vor drei Jahren „Trust - Emun“ (Vertrauen)

gegründet. Grundlegend für die gemeinsame Arbeit ist die Begegnung in Paaren oder in kleineren Gruppen. Dies ist wichtig, damit auch der Einzelne zu Worte kommt, dies auf gleicher Ebene geschieht und man sich gegenseitig in die Augen sieht.

Im Laufe der Jahre haben viele Menschen an den verschiedensten interreligiösen Gruppen teilgenommen und davon profitiert. Sie konnten sich so ein besseres und gerechteres Bild von ihrem Gegenüber verschaffen. Leider kommt es immer wieder vor, dass manche wegbleiben, aus Angst von ihren Nachbarn als Kollaborateur angesehen zu werden.

Die verschiedenen Denkansätze kommen sehr gut zum Ausdruck in dem Buch „60 Jahre 60 Stimmen (60 Years 60 Voices) Israeliische und Palästinensische Frauen“ - hrsg. von Patricia Smith Melton, Peace X Peace, in Englisch, Hebräisch und Arabisch (eine der Frauen in diesem Buch bin ich).

Für Gruppen, die nach Israel kommen, um den Konflikt zu sehen, ist es nicht leicht die Schwierigkeiten, die hier bewältigt werden müssen, zu verstehen. Ich halte Vorträge in Israel, Deutschland und Österreich vor Juden und Christen, in Schulen, in Yad Vashem, vor unseren Soldaten und vor Gruppen aus aller Welt und verschiedener Religionen. Unter anderem vor Gruppen junger Volontäre, die mit Aktion Sühnezeichen und Friedensdienste oder anderen Brückenbauern aus Deutschland kommen. Ihnen erzähle ich mit Hilfe einer Power Point Projektion die Geschichte einer jüdischen Familie, meiner Familie, meine Geschichte als Flüchtling auf Umwegen von Berlin nach Jerusalem. Sie sind oft sehr erstaunt, Neues zu erfahren, denn viele glaubten, alles über die Juden, die Israelis und Palästinenser zu wissen.

Wenn Christen aus Deutschland und Juden, Deutsche und Israelis, gelernt haben, miteinander umzugehen, so kann das ein Modell sein für andere verfeindete Gruppen oder Angehörige unterschiedlicher Religionen und Kulturen, um gleiches anzustreben.

So kann ich nur immer wieder die Notwendigkeit von Begegnungen unterstreichen.

Die Zeit ist gekommen, dass Menschen unterschiedlicher Religionen, wo immer sie in der Welt leben, sich begegnen und gegenseitig achten lernen. ■

Begegnungen mit dem Anderen

Wem begegne ich, wenn nicht dem Anderem?

Der Andere ist anders als ich.

Er denkt anders. Er spricht anders.

Er glaubt anders. Er handelt anders.

Ich handle anders als er. Ich spreche anders als er.

Ich meine es anders als er es vermeint zu verstehen.

Ich denke anders und kann mich schwer in seine Denkart hinein denken.

Ich glaube. Ich bin anders als er. Ich bin ich.

Ich möchte als anders wahrgenommen werden.

Ich möchte nicht verglichen werden.

Ich versuche darzustellen wer ich bin.

Ich und er sind unterschiedlich.

Er und ich, ich und er, wir können uns nicht mit einander vergleichen.

Er muss seinen Weg gehen sowie ich den meinen gehen muss.

Wir begegnen uns.

Aber wir begegnen uns in unserem anders sein.

Er begegnet vielen, ich begegne vielen.

Ich kann mich nicht vielen angleichen,

Auch er kann sich nicht vielen angleichen, sonst bleibt er nicht er.

So wie ich doch ich bleiben möchte, möchte er gerne er bleiben.

Ich kann nicht er werden,

so wie er nicht ich werden kann.

Ich brauche ihn um mich zu sehen.

Wenn ich meine Hand vor meine Augen halte, sehe ich meine Hand.

Aber ich sehe nicht mich. Er sieht mich, der Andere.

Ich brauche den Anderen, um gesehen zu werden, um mich zu sehen.

Ich hoffe der Andere braucht mich, damit er gesehen wird und so sich sieht.

Wir brauchen einander, um uns gegenseitig wahrzunehmen.

Ein jeder muss sein eigenes selbst bewahren.

Wer bin ich wenn ich nicht ich bin. ■

Ester Golan, 1923 in Schlesien geboren, 1939 von Berlin mit Kindertransport nach England gekommen, 1945 nach Palästina eingewandert. Ihre Eltern sind in der Shoa umgekommen. Ester lebte an vielen Orten und seit 1995 in Jerusalem. Studierte Touristik, Erziehungswissenschaften, Lehrer- und Elternberatung, Soziologie und Gerontologie. Sie ist Autorin, Künstlerin, hält Vorträge und ist trotz ihres Alters, gesellschaftlich noch sehr engagiert.



AUFEINANDER HÖREN- MITEINANDER LEBEN

TEXT_STEFANIE STOLER

In keiner Gesellschaft ist die Bedeutung dieses Satzes so essentiell für das Funktionieren und Überleben der Gesellschaft, wie für die israelische Gemeinschaft.

Bestehend aus 7,4 Millionen Einwohnern (80% jüdische und 20% arabische Israelis) hat die israelische Gesellschaft in ihrer recht jungen Geschichte einige Immigrationswellen erlebt, die die Struktur und das Gesicht Israels verändert haben. Seit 1948 sind 2,7 Millionen Juden aus 130 Ländern nach Israel eingewandert. Seit den 90er Jahren wird das Land sehr durch die starke Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion und Äthiopien herausgefordert. In den ersten Jahren seiner Existenz, hat das Land 700.000 Immigranten aufgenommen und verdoppelte somit seine Einwohnerzahl. In den 50er und 60er Jahren sind 350.000 Neu-Einwanderer aus Nordafrika und Rumänien hinzu gekommen und in den 90er Jahren eine weitere Einwanderungswelle aus der ehemaligen Sowjetunion sowie 60.000 Immigranten aus Äthiopien. Hinzu kommen die Untergliederungen der jüdischen-israelischen Gesellschaft, die sich zu 12% aus orthodoxen Juden, 10% religiös Bekennenden, 35% traditionellen Juden und zu 43% aus säkulären Juden zusammensetzt. Das ist unser kleines Land Israel auf 22.072 km² mit seinen 7,5 Millionen Einwohnern.

Dieser kleine Überblick beschreibt nicht nur die Vielfalt und die damit verbundenen Komplikationen einer multikulturellen Gesellschaft, sondern verschafft darüber hinaus einen kleinen Eindruck einer israelischen Gesellschaft, wie sie sich auch im Leo Baeck Erziehungszentrum wiederfinden läßt.

Unsere Schulen und Gemeindezentren werden von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus über 40 Nationen, verschiedener Religionen und ethnischer Hintergründe besucht. Zusätzlich haben wir viele Schüler aus den drusischen Dörfern der Karmel- und Galiläa-Gegend. Eine wesentliche Besonderheit des Leo Baeck Erziehungsentrums, auf die ich gerne näher eingehen möchte, sind die verschiedenen Plattformen, die wir kreieren, um Bevölkerungsgruppen zusammenzubringen, die im Alltag nichts miteinander zu tun haben, sich kaum begegnen, geschweige

Ein Beitrag des LEO BAECK ERZIEHUNGSZENTRUMS



denn ins Gespräch kommen. Unsere Projekte kennen keine religiösen, ethnischen oder kulturellen Grenzen.

So sind wir sehr stolz auf unser recht neues Zirkusprojekt mit einer arabischen Schule aus Nazareth, welches im Januar dieses Jahres begonnen hat. 50 Schüler der 10. Klasse jeder Schule trafen sich drei Mal in einer Zirkusschule, um unter professioneller Leitung Zirkuskunststücke zu erlernen mit dem Ziel eine gemeinsame Vorführung veranstalten zu können. Die Jugendlichen, die sich zu Beginn sehr fremd waren, lernten in einer neutralen Umgebung, frei von jeglicher Ideologie, zueinander Vertrauen aufzubauen, um die Kunststücke zusammen erfolgreich durchführen zu können. Nach drei Treffen bereiteten die Leo Baeck Schüler das erste Treffen ausserhalb der Zirkusschule vor. Die 100 Schüler trafen sich in Haifa, machten eine Stadtrundfahrt, bevor sie sich in kleinen Gruppen in der Leo Baeck Schule trafen, um allgemeine Themen wie beispielsweise 'Rauchen schadet der Gesundheit' zu diskutieren. Die gemeinsame Sprache war Hebräisch und es war schnell offensichtlich, wie ähnlich sich die Jugendlichen sind. Sie alle trugen ähnliche Kleidung, sprachen über ähnliche Sorgen

und Herausforderungen und freundeten sich sofort auf einer virtuellen Internetplattform an, um weiterhin in Kontakt bleiben zu können. Eine erste gemeinsame Zirkusaufführung ist für den Beginn des kommenden Schuljahres geplant.

Unsere Schüler hatten des Weiteren die Möglichkeit an einem von Deutschland aus initiierten Projekt teilzunehmen, bei dem es darum ging, die Perspektiven jordanischer, israelischer und deutscher Schüler sowie die Sicht der Medien der jeweiligen Länder bezüglich des Konfliktes zu beleuchten. Nach einigen virtuellen Treffen mit Hilfe des Internets trafen sich die drei Schülergruppen das erste Mal persönlich in Deutschland. Sie nahmen gemeinsam an Workshops, von namhaften Journalisten geleitet, teil und erkundeten Berlin. Im Mai besuchte dann die deutsche Schülergruppe ihre israelischen und jordanischen Freunde, um aus erster Hand zu erfahren, aus welcher Umgebung ihre Freunde sind und wie komplex die gesamte politische Situation ist. Vor allem im Bereich arabisch-jüdischer Koexistenz bieten wir im Rahmen des Clore Nachbarschaftszentrums Programme für alle Altersgruppen das ganze Jahr über an. In diesem Zusammenhang hat im Mai das erste arabisch-jüdische Umwelfest der Ein Ha'yam Nachbarschaft statt-

gefunden, bei dem 350 Teilnehmer neben Tanz und Gesang der jüdisch-arabischen Musik Band für den Frieden viel über umweltbewusstes Leben lernten. Dieses Nachbarschaftszentrum bezeichnen wir als Juwel des Leo Baeck Erziehungszentrums, da es aus eigener Initiative von drei Leo Baeck Schülern vor knapp 10 Jahren gegründet wurde. Den drei Schülern gelang es mit der Unterstützung des Leo Baeck Erziehungszentrums und der Stadt Haifa, dieses Gemeindezentrum ins Leben zu rufen, welches als erstes den arabischen und jüdischen Einwohnern der Ein Ha'yam Gegend diente und es weiterhin sehr erfolgreich tut. Dieses Beispiel zeigt nicht nur das soziale Engagement der Leo Baeck Schüler, sondern weit darüber hinaus, wie bewusst unsere Schüler sich dessen sind, dass wir Koexistenz-Projekte aktiv fördern, initiieren und unterstützen müssen, um den Herausforderungen unserer heutigen Gesellschaft gerecht werden zu können. Neben arabisch-jüdischen Sommerprogrammen für Kinder und Jugendliche planen wir eine interkulturelle und interreligiöse Frauenkonferenz für das kommende Frühjahr. Teil dieser Konferenz wird sich dem Bereich Menschenrechte widmen – eine Thematik, die wir unter dem Motto 'Menschenrechte -Verletzungen, Verteidigung und Verantwortung' immer mehr in den Schulalltag integrieren.

Für das kommende Schuljahr werden wir eine verstärkte Partnerschaft mit der El Gazali Schule aus Um el Faham eingehen: Unsere Schüler werden zusammen an Projekten für die Woche der Menschenrechte im Dezember arbeiten sowie an Leo Baeck's Model der Vereinten Nationen teilnehmen. Bei dieser Simulation der Vereinten Nationen werden Schülergruppen, die jeweils Schüler beider Schulen beinhalten, verschiedene Länder der Vereinten Nationen vertreten, um aktuelle Themen zu diskutieren.

Darüber hinaus werden wir unser einjähriges Holocaust Lernprogramm weiter fortsetzen, in dessen Rahmen arabische und jüdische Schüler zusammen über den Holocaust und die Lektionen lernen, die wir als Menschen unabhängig von Herkunft und Religionszugehörigkeit aus diesem Geschehen lernen können. Zusätzlich werden wir ab September ein Opern-Projekt mit einer arabischen Schule aus Shwar-Am, einem arabischen Dorf in der Nähe von Haifa, beginnen. Dabei werden 25 Theater Schüler der 11. Klasse aus der arabischen Schule sowie 25 Leo Baeck Schüler der 11. Klasse, die im Hauptfach Kunst und kulturelle Studien lernen, sich in drei kulturellen Treffen im Opernhaus und in ihren Schulen treffen und näher kennen lernen. Es geht hierbei um persönliche Erfahrungen im Bereich Darstellende Kunst/Oper und wie diese Thematik in den beiden Kulturen behandelt wird. Vor jedem Treffen setzen sich die Schüler mit dem Inhalt der Oper auseinander, die sie sehen werden, und anschließend wird diese Begegnung und Erfahrung miteinander reflektiert.

Grundsätzlich verfolgt das Leo Baeck Erziehungszentrum einen integrativen Ansatz auf jeder Ebene. Hierbei geht es darum, dass in unserem Zentrum, welches täglich 35.000 Haushalte im Großraum Haifa durch seine 11 Gemeindezentren erreicht, verschiedene Kulturen, Nationen und Religionen nicht nur aufeinander treffen, sondern miteinander und auch voneinander lernen. Dies trifft auf unsere äthiopischen Neu-Einwanderer genauso zu wie auf unsere behinderten Kinder, die in den normativen Schulunterricht integriert werden.

Die Voraussetzung für den Erfolg all dieser Projekte ist natürlich, dass unsere Teilneh-

mer offen genug sind und bereit sind 'den Anderen' kennenlernen zu wollen. Offenheit, Toleranz und Respekt gehören zu unseren essentiellen Grundwerten, mit denen unsere Kinder hier aufwachsen. Das Leo Baeck Erziehungszentrum hat es sich recht früh zum Ziel gesetzt, vor allem arabische und jüdische Kinder durch verschiedene Projekte zusammen zu bringen, damit sie frei von Vorurteilen und Einstellungen, die Möglichkeit haben, sich als Mensch näher kennenlernen zu können und somit eine friedvollere gemeinsame Zukunft für ihr Land aufbauen zu können. Leider sind Begegnungen dieser Art im Alltag eher selten, denn die Menschen neigen dazu, sich in ihre eigene kulturelle Ecke zurück zu ziehen. Daher wurde Arabisch in den Leo Baeck Schulen zum Pflichtfach und nach 72 Jahren praktischer Erfahrung, können wir definitiv sagen, dass unsere Projekte Menschen in Verbindung gebracht haben, Brücken gebaut wurden und Freundschaften sich entwickelt haben, die schon über Jahre andauern.

Als Anerkennung unserer Arbeit in diesem Bereich, sind wir sehr stolz darauf, ab dem kommenden Jahr mit Tony Blair's 'Faith to Face' Foundation zusammenarbeiten zu können und Vorbildinstitution sowie erster israelischer Partner dieser Stiftung, die einen so wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung beiträgt, sein zu können.

Zum Abschluss unserer interkulturellen und interreligiösen Programme des Schuljahres 2009/10, haben wir eine Umfrage mit allen Teilnehmern (Programmleitern, Jugendlichen, Eltern) gemacht. Am eindruckvollsten hat Amit (16) seine Erfahrung zusammengefasst: 'Ich wusste nur Oberflächliches über die muslimische Kultur, bevor ich an Leo Baeck's arabisch-jüdischen Jugendleitungsprogramm teilgenommen habe. Es hat meinen gesamten Blick verändert, seit dem ich bei Ghassan zuhause war und auch seine Familie, deren Essen und Feste näher kennen gelernt habe. Es hat mich überrascht, wieviel wir gemeinsam haben'. ■



Stefanie Stoler, war bis 2010 im Leo Baeck Erziehungszentrum für die Kontakte mit Deutschland und der Schweiz zuständig.

BEGEGNUNGEN IM ZEICHEN DER TOLERANZ

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Minden wurde im Jahr 2010 fünfzig Jahre alt. Bei ihrer Gründung im Jahr 1960 war sie die zwanzigste Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland und nach Bielefeld, Dortmund und Siegen die vierte in Westfalen. In Minden fand kurz nach dem Krieg vor allem durch die Initiative Max Ingbergs, der im Untergrund in Belgien die Zeit der Diktatur überlebt hatte, wieder eine kleine jüdische Gemeinde zusammen. Am Ort der 1938 zerstörten Synagoge an der Kampstraße konnte 1958 eine neue Synagoge eingeweiht werden, deren Gemeinderaum den Namen „Saal der Toleranz“ erhielt. Bald darauf wurde die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gegründet. Initiator und Wegbereiter war Max Ingberg. Er sowie der damalige Vorsteher der Diakonissenanstalt Salem-Köslin in Minden, Pfarrer Dr. Carl Dreyer und der Propst am Dom Josef Paresen wurden im „Saal der Toleranz“ zu Vorsitzenden gewählt. Seither fördert die GCJZ Minden die Zusammenarbeit und den Austausch zwischen den hiesigen Kirchen aller Konfessionen und der Jüdischen Kultusgemeinde Minden und Umgebung. Die Gestaltung der regionalen „Woche der Brüderlichkeit“ sowie der Gedenktage am 9. November in der Synagoge und am 27. Januar an verschiedenen Orten in Minden, Porta Westfalica und Petershagen und im weiteren Kreisgebiet Minden-Lübbecke gehört zu ihren Aufgaben. Sie stellt sich der bleibenden Verantwortung für ein tolerantes Miteinander im gesellschaftlichen, politischen und religiösen Leben. Angesichts der von Deutschen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens und versucht sie die Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden zu fördern. Sie fördert die Arbeit der Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum, der Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen oft tief verwurzelten Judenverachtung, Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte, Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens, Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten, Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimatstätte, Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit, im Geist einer aktiven Toleranz. Die GCJZ Minden ist dankbar für die vielfältige Unterstützung, die sie seit ihrer Gründung erfährt und erfahren

hat von Seiten des Landes Nordrhein-Westfalen, dem Kreis Minden-Lübbecke sowie besonders der Stadt Minden und der Nachbarkommunen. Überregionale Aufmerksamkeit erfuhr die Arbeit der GCJZ Minden im Jahre 1968, als dort im Rahmen der Bundeseröffnung der Woche der Brüderlichkeit die erstmals vergebene Buber-Rosenzweig-Medaille an Prof. Friedrich-Wilhelm Marquardt (Berlin) und Prof. Dr. Friedrich Heer (Wien) verliehen wurde.

Begegnung ist Schwerpunkt der Arbeit

Besuche ehemaliger jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger Mindens in ihrer Heimatstadt, sowie ihrer Kinder und Enkel, wurden seit Mitte der achtziger Jahre ermöglicht und besonders gefördert. Auch gegenwärtig finden in jedem Jahr auf diese Weise Begegnungen statt. Erinnerungsarbeit, mahnendes Gedenken, die Begegnung mit den Ereignissen der lokalen Geschichte gehören zu jedem Programm der Gesellschaft, gerade die Arbeit und Begegnung mit Schülerinnen und Schülern ist von großer Bedeutung. Erfreulich ist das Engagement vieler Mindener Schulen für die Anliegen des christlich-jüdischen Gesprächs, vor allem die gute Zusammenarbeit bei den Gedenkfeiern und der Durchführung von Ausstellungen. Und so wird das Gespräch mit und der Einsatz von jungen Menschen für die Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wie überhaupt für das interreligiöse und -kulturelle Miteinander auch in der Zukunft von größter Wichtigkeit sein. Das Miteinander im Lernen und Kennen lernen ist ein immer wieder neu gestecktes Ziel. Unser Grundanliegen ist die Begegnung von Christen und Juden, dabei ist die gute Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Kirchenkreis Minden, der Katholischen Kirche und ganz besonders mit der Jüdischen Kultusgemeinde, sowie Vertretern einiger Freikirchen hervorzuheben.

Gemeinsames Handeln

In der Gegenwart bemüht sich die GCJZ Minden darum, die Begegnung der Religionen, der Kommunen, Initiativen, Bildungseinrichtungen und Kulturschaffenden zu fördern, auch um gemeinsames Handeln gegen radikale, fundamentalistische Tendenzen und vor allem gegen Rassismus und Rechtsextremismus zu ermöglichen. In einem Mindener



PFR. BERNHARD SPELLER
(Ev. Vorsitzender und Geschäftsführer)

Bündnis gegen Gewalt und rechtsradikale Propaganda ist vieles gelungen. Gemeinsame Veranstaltungen, wie etwa die Weltethos-Ausstellung, die in Minden von jüdischen, christlichen, islamischen und buddhistischen Gemeinden sowie mehreren Schulen vorbereitet und verantwortet wurde, zählen dazu. Die Auszeichnung Mindens als „Stadt der Vielfalt“ durch Bundeskanzlerin Angela Merkel ist ein Indiz dafür.

Begegnung in der Region

Dankbar sind wir für viele Initiativen in der Region, die unseren Anliegen entsprechen. Es seien hier die Errichtung des Mahnmals vor dem Mindener Stadttheater, die Arbeitsgemeinschaft Alte Synagoge Petershagen und der Verein KZ-Gedenk- und Dokumentationsstätte Porta Westfalica genannt sowie die Mindener FRIEDENSWOCHEN e.V., deren Engagement die Verlegung von bisher mehr als 60 Stolpersteinen im Gedenken an ermordete Mindener Bürger ermöglichte. Wir freuen uns, dass nach 43 Jahren die Bundeseröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 13. März wieder in Minden stattfindet. Wir freuen uns auf die vielen Gäste von Nah und Fern und haben versucht in Kooperation mit der Stadt Minden, vielen Kulturschaffenden, Institutionen, Vereinen und nicht zuletzt den hiesigen Kirchen und der jüdischen Kultusgemeinde Minden und weiteren Religionsgemeinschaften ein ansprechendes Rahmenprogramm zu gestalten, das vor allem wieder der Begegnung, dem Aufeinander hören und Miteinander leben dienen soll. ■

Arbeits**sch**werpunkte

Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen live übertragen.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Rundschreiben, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommt besondere Bedeutung zu.

Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 35-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden. Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens. Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,

- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim
Telefon: 06032 / 91 11 - 0, Fax: 91 11 - 25
www.deutscher-koordinierungsrat.de
info@deutscher-koordinierungsrat.de

REDAKTION:

Dr. h.c. Hans Maaß, Dr. Christoph Münz,
Dr. Eva Schulz-Jander, Rudolf W. Sirsch (verantw.)

FOTOS: Ratsgymnasium Minden,
Kurt-Tucholsky-Gesamtschule Minden

PRODUKTION: www.schwanke-raasch.de

GESTALTUNG: Rudolf Schwanke

ISBN 3-923840-19-0

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit



| | | |
|---------------------------|--------------------------|---------------------------------|
| Aachen | Hanau | Oberbergische |
| Augsburg | Hannover | Oberschwaben |
| Bad Kreuznach | Heidelberg | Offenbach |
| Bayreuth | Herford | Old. Münsterland |
| Berlin | Hersfeld/Rotenb. | Oldenburg |
| Bielefeld | Hochtaunus | Osnabrück |
| Bonn | Karlsruhe | Ostfriesland |
| Bremen | Kassel | Paderborn |
| Celle | Koblenz | Pfalz |
| Darmstadt | Köln | Potsdam |
| Dillenburg | Konstanz | Recklinghausen |
| Dortmund | Krefeld | Regensburg |
| Dresden | Limburg | Rhein-Neckar |
| Duisb.-Mül.-Oberh. | Lippe | Saarland |
| Düsseldorf | Lübeck | Schleswig-Holstein |
| Essen | Lüneburg | Siegerland |
| Franken (Nürnb.) | Main-Taunus-Kreis | Stuttgart |
| Frankfurt | Mainz | Trier |
| Freiburg | Marburg | Würzburg u. Unterfranken |
| Fulda | Minden | Weiden i.d.O.Pf. |
| Gelsenkirchen | Moers | Wesel |
| Gießen-Wetzlar | Mönchengladbach | Westmünsterland |
| Görlitz | München | Wetterau |
| Göttingen | Münster | Wiesbaden |
| Hagen u. Umgeb | Neuss | Wuppertal |
| Hamburg | Niederbayern | Zwickau |
| Hameln | Niedersachsen-Ost | |

Assoziierte Gesellschaften
Jüdisch-christliche AG Leipzig
AG Kirche u. Judentum Thüringen



Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille

| | | | |
|------|---|------|---|
| 1968 | Professor Dr. Friedrich Heer, Wien | 1991 | Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa |
| | Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin | 1992 | Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München |
| 1969 | Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem | | Dr. Annemarie Renger, Bonn |
| 1970 | Dr. Dr. Eva Reichmann, London | 1993 | Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin |
| | Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf | 1994 | Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati |
| 1971 | Bischof D. Kurt Scharf, Berlin | | Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern |
| 1972 | Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht | 1995 | Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin |
| 1973 | Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin | 1996 | Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia |
| 1974 | Dr. H. G. Adler, London | | Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem |
| 1975 | Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage | 1997 | Hans Koschnick, Bremen |
| | Abt Laurentius Klein, Jerusalem | 1998 | Lea Rabin, Tel Aviv |
| 1976 | Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel | 1999 | Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen |
| 1977 | Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel | 2000 | Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin |
| 1978 | Dr. Grete Schaeder, Göttingen | 2001 | Schule Ohne Rassismus |
| | Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart | 2002 | Dr. h.c. Edna Brocke, Essen |
| 1979 | Manès Sperber, Paris | | Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben |
| | Dr. James Parkes, Southampton | | Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster |
| 1980 | Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein | 2003 | Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin |
| | Dr. Gertrud Luckner, Freiburg | 2004 | Daniel Barenboim, Berlin |
| 1981 | Isaac Bashevis Singer, New York | 2005 | Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin |
| 1982 | Schalom Ben-Chorin, Jerusalem | | Institut Kirche und Judentum, Berlin |
| 1983 | Helene Jacobs, Berlin | 2006 | Leon de Winter, Amsterdam |
| 1984 | Siegfried Theodor Arndt, Leipzig | | Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., Berlin |
| | Helmut Eschwege, Dresden | 2007 | Esther Schapira, Frankfurt am Main |
| 1985 | Professor Dr. Franz Mußner, Passau | | Dr. Georg M. Hafner, Frankfurt am Main |
| 1986 | Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg | 2008 | Stef Wertheimer, Tefen/Tel Aviv |
| 1987 | Siedlung Neve Schalom, Israel | 2009 | Professor Dr. Erich Zenger, Münster |
| 1988 | Arbeitskreis Studium in Israel | 2010 | Dr. Daniel Libeskind, New York |
| 1989 | Sir Yehudi Menuhin, London | 2011 | Dr. Navid Kermani, Köln |
| 1990 | Charlotte Petersen, Dillenburg | | |